

1

ANUAR
1961ERKZEITSCHRIFT
ER RUHRSTAHL
NUR FÜR DIE
ETRIEBSANGE-
RIGEN • AW 5991 E

RUHRSTAHL



42	X		
61	X		
71	X		
81	X		75 3
83	X		
84	X		
85	X		
101	X		40 4
102	X		35 9
103	X		40 5
104	X		40 9
105	X		40 6
106	X		
107	X		
10831	X		4 3
1092	X		45 8



Randbemerkung

Flötentöne ...

Ein Schleifer – treu und fleißig – schleift sein Pensum, Schicht für Schicht. Dies – und nichts weiter – verlangt der Produktionsablauf von ihm; dafür wird er entlohnt. Jedoch irgendwann während des monotonen Einerlei der Arbeit bricht er aus der Rolle aus, die ihn dazu bestimmt – einen strengen Arbeitsrhythmus gehorchend – sich dem vorgeplanten technischen Arbeitsablauf einzuordnen: für Momente wird ihm die Schleifmaschine, nüchternes Werkzeug seines Arbeitsalltags, hier zur Hirtenflöte des schalkhaften Pan, deren imaginäre Weisen ihm den Lärm der Technik übertönen.

Kein Arbeitsablauf ist so streng geplant, daß nicht der Mensch auch mal Funktion sein ließe – und sich einfach einer Jux erlaubt.

Foto: Ahlborn

Freiheit? Demokratie?

Das Jahr 1961 verspricht ein Jahr der politischen Entscheidungen zu werden.

Seit Jahren wandert die Menschheit am Rande des Abgrunds. Doch sie arbeitet, baut auf, ungeachtet der schrecklichen Gewißheit, daß eine einzige falsche Reaktion im politischen Spiel der Großen eine Vernichtungswelle ohnegleichen auslösen kann.

Mit banger Erwartung schaut die westliche Welt nach Washington. Welche erste Schritte wird der junge Präsident Kennedy unternehmen, um eine Verständigung zwischen Ost und West anzustreben? Der Westen ist am Zuge. Initiative zählt, und die Akzente der ersten Vorschläge können entscheidend sein; auch für uns und unser Verhältnis zur sogenannten „DDR“.

Im Schatten des Eisernen Vorhangs haben die Menschen in der Bundesrepublik eine Aufbauleistung vollbracht, die dem Ausland – gelegentlich besorgte, ja neidvolle – Bewunderung abnötigt. Wir dürfen stolz sein auf unsere Leistung, aber sie sollte uns nicht froh werden lassen, solange noch 17 Millionen Deutsche den Tag, der ihnen die Freiheit bringt, erwarten, den Tag, an dem das Zonenregime seine Macht über sie verliert.

„Du aber, glückliches Westdeutschland, arbeite“, ist man versucht zu sagen, wenn man die bundesrepublikanischen Erfolgsstatistiken des Jahres 1960 betrachtet: Das Sozialprodukt – die

Summe aller produktiven Leistungen unserer Volkswirtschaft – hat um 11 % gegenüber 1959 zugenommen, und beträgt 274 Mrd. DM; die Rohstahlproduktion erreichte mit 34,1 Mill. t einen absoluten Höchststand; unsere hohen Exporterlöse erregen bereits verschiedentlich Mißfallen bei den westlichen Nachbarn; Vollbeschäftigung in allen Wirtschaftsbereichen; höhere Löhne und Gehälter bei sinkender Arbeitszeit; die Konjunkturaussichten: anhaltend freundlich.

*

Rund 200 Millionen Pakete und Päckchen sind in den vergangenen fünf Jahren von Menschen in Westdeutschland zu Bekannten und Verwandten in die Sowjetzone geschickt worden; Bilanz einer menschlichen Verbundenheit, die bisher keine Zonengrenze zu trennen vermochte. Aber ist damit etwa der Preis gezahlt, damit wir die Früchte unseres durch nichts einzuschüchternden Schaffensdranges in selbstgefälliger Konsumfreude genießen dürfen?

*

Was bedeuten uns eigentlich Freiheit und Demokratie, jene zwei Begriffe, denen wir unendlich viel für unser heutiges Wohlergehen verdanken?

Das Ergebnis einer Meinungsumfrage bei 2000 erwachsenen Bundesbürgern – repräsentativ für die ganze Bundesbevölkerung – ist erschütternd: 60 % wußten mit „nationaler Souveränität“ nichts anzufangen, 50 % wußten nicht einmal, was „Opposition“ ist; in unserem Bundesstaat wissen 88 % nicht, was „Föderalismus“ bedeutet, die Funktion des „Bundesrates“ ist 90 % der Befragten unbekannt.

Angeichts der angespannten politischen Lage

erklärten nur 27 % der Befragten, daß sie sich für Politik interessieren, 41 % sind „nicht besonders“, 32 % aber „überhaupt nicht“ daran interessiert!

Von 100 befragten Jugendlichen im Alter zwischen 17 und 27 halten nur 7 die Verteidigung der menschlichen Freiheit für ein Ziel, dessen Verwirklichung den Einsatz des Lebens lohne. Ist uns denn die Freiheit so wenig wert?

Im politisch so brisanten Monat November 1960 drehten sich die meisten Gespräche der Bevölkerung keineswegs um politische Themen. Man diskutierte vielmehr die Butter- und Kartoffelpreise (63 %), Kleidungsstücke (55 %), die Erhöhung der Kriegsoffiziersrenten (32 %); immerhin: der Streit um die Sowjetzonenflagge bot 28 % der Bevölkerung Gesprächsstoff.

Resigniertes Fazit dieser Umfrage: Weder die große Auseinandersetzung zwischen Ost und West noch die schicksalhafte Teilung Deutschlands mit all ihren tragischen Konsequenzen berührt offenbar die breite Masse unserer Bevölkerung; nicht einmal das eigene Staatswesen findet ihr Interesse.

Freiheit? Demokratie? Im Grunde wissen offensichtlich die wenigsten, was es bedeutet, in einem Staat zu leben, dessen Fundament diese beiden Begriffe bilden. Zu viele arbeiten nur fleißig – und lesen Sportnachrichten ... Was uns aber not tut ist ein lebendiges Interesse auch der breiten Volksschichten an den aktuellen Fragen der Politik. Als demokratische Staatsbürger sollten wir uns dazu verpflichtet fühlen. Auch wir haben einen gewissen Einfluß auf die politischen Entscheidungen der Zukunft, die nicht nur unser Schicksal, sondern auch das unserer Kinder und Kindeskindest bestimmen werden. Nützen wir ihn!

Heiko Philipp

Inhalt

Seite 2
Redaktionskommentar:
Freiheit? Demokratie?

Seite 3
Zu diesem Heft

Seite 4-10
Die in der Fremde arbeiten

Seite 11
Stahl an der Jahreswende

Seite 12-14
Sowjetzone: „Ich lehne den Auftrag ab!“

Seite 15
Henrichshütte: Leichtmetall unter Druck gesetzt

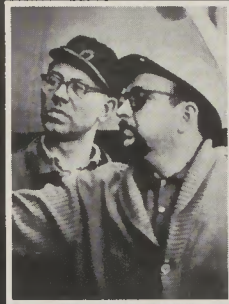
Seite 16/17
Henrichshütte: Neubau der Werksverwaltung

Seite 18/19
Brackwede: Die Schuld der Verhältnisse?

Seite 20
Unfallschutz: Wunschzettel des Sicherheitsingenieurs für 1961

Seite 21
Werksarzt: Der leidige „Kater“

Beilage zu diesem Heft:
Ruhrstahl-Personalnachrichten



Was geschieht, wenn Menschen miteinander arbeiten, die nicht nur verschiedene Sprachen sprechen, sondern auch in Mentalität und Lebensgewohnheiten verschieden sind? Auf den Seiten 4-10 berichten wir in Wort und Bild über ausländische Mitarbeiter auf der Henrichshütte.



Seit etwa zwanzig Jahren wird der Neubau einer Werksverwaltung für die Henrichshütte diskutiert. Auf den Seiten 16/17 geben wir einen ausführlichen Bericht über das Ende Dezember in Angriff genommene Bauvorhaben, das dem Werkskomplex der Henrichshütte einen neuen Akzent geben wird.



Der Lastenverkehr im Brackweder Betrieb II hat vielfach Ähnlichkeit mit unseren Straßenverkehrsproblemen. Bilder dazu sowie lesenswerte Anmerkungen zur Unfallstatistik und zum Krankenstand der Presswerke – und einige beherzigenswerte Ratschläge – bringen wir auf den Seiten 18/19.



Titelfoto

Keine Posaune von Jericho

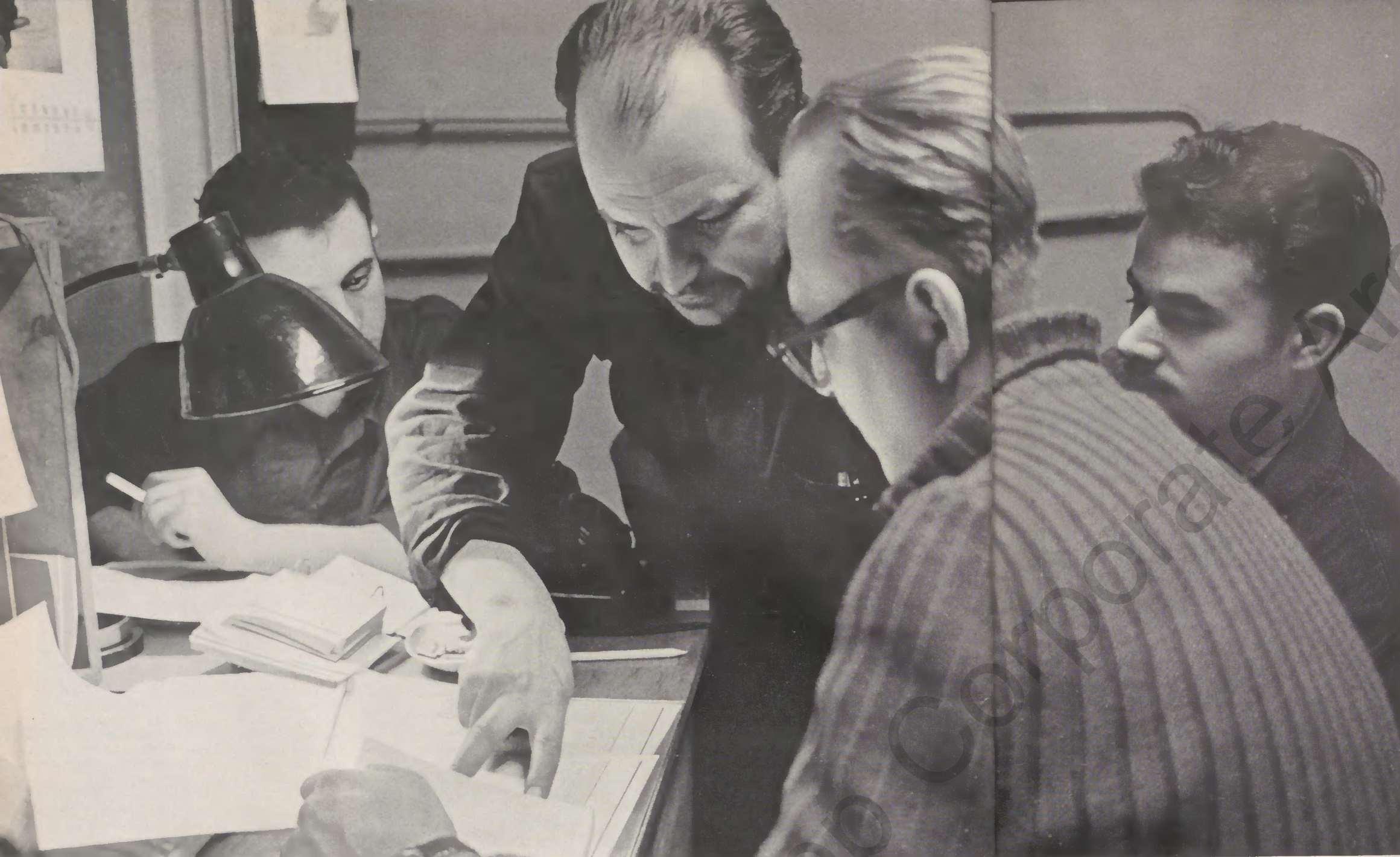
Techniker pflegen im allgemeinen die technischen Ausrüstungen ihrer Betriebe in ihrer Zweckbindung zu sehen. Von ihrer Funktion gelöst betrachtet nehmen jedoch diese Gegenstände mitunter ein verblüffendes Eigenleben an. Welchem Stahlwerker ist zum Beispiel aufgefallen, daß die kürzlich gebaute Anlage zum Trocknen frisch ausgemauert Gießpfannen eine ganz vertrackte Ähnlichkeit mit einer Riesenposaune hat; uns jedenfalls erschien es so. Andere Betrachter unseres Fotos hingegen wollen in der Anlage einen riesigen Telefonhörer erkennen. Foto: Ahlborn

Hätten wir nicht selber spaßeshalber einmal nachgezählt, wohl niemand hätte es bemerkt, daß mit der vorliegenden Ausgabe die Ruhrstahl-Werkzeitschrift seit ihrem Wiedererscheinen im April 1956 genau fünfzigmal erschienen ist. Ein kleines Jubiläum, doch wollen wir darauf verzichten, eine Erfolgsstatistik aufzustellen. Unsere Werkzeitschrift ist – wie jede Zeitschrift ihrer Art – Lob und Tadel gleichermaßen ausgesetzt, doch da sie nicht verkauft wird, fehlt ein echter Maßstab ihrer Qualität. Gewiß, mehr als 10% unserer Leser besitzen eine Sammelmappe für die Zeitschrift, nach Auffassung von Meinungsforschern ein durchaus zufriedenstellendes Indiz, doch wichtiger ist: wird sie gelesen? Da eine Werkzeitschrift dem Vorstand ebenso zugesagen soll wie dem Mann am Ofen oder an der Drehbank, muß sie in bunter Vielfalt jedem etwas bringen. Und dennoch soll sie eine Linie haben, die dem Charakter eines modernen Unternehmens entspricht; sie darf nicht betriebsblind sein, doch auch nicht betriebsfremd. Eine möglichst viele Leser befriedigende Themenmischung zu finden, die in Wort und Bild unsere Mitarbeiter sowohl über das Unternehmen ausreichend informiert als auch Ereignisse reportiert und kommentiert, die außerhalb des Werkszauns mittelbar oder unmittelbar das Geschehen in unserem Unternehmen beeinflussen, war – und ist – das ständige Bemühen der Redaktion.

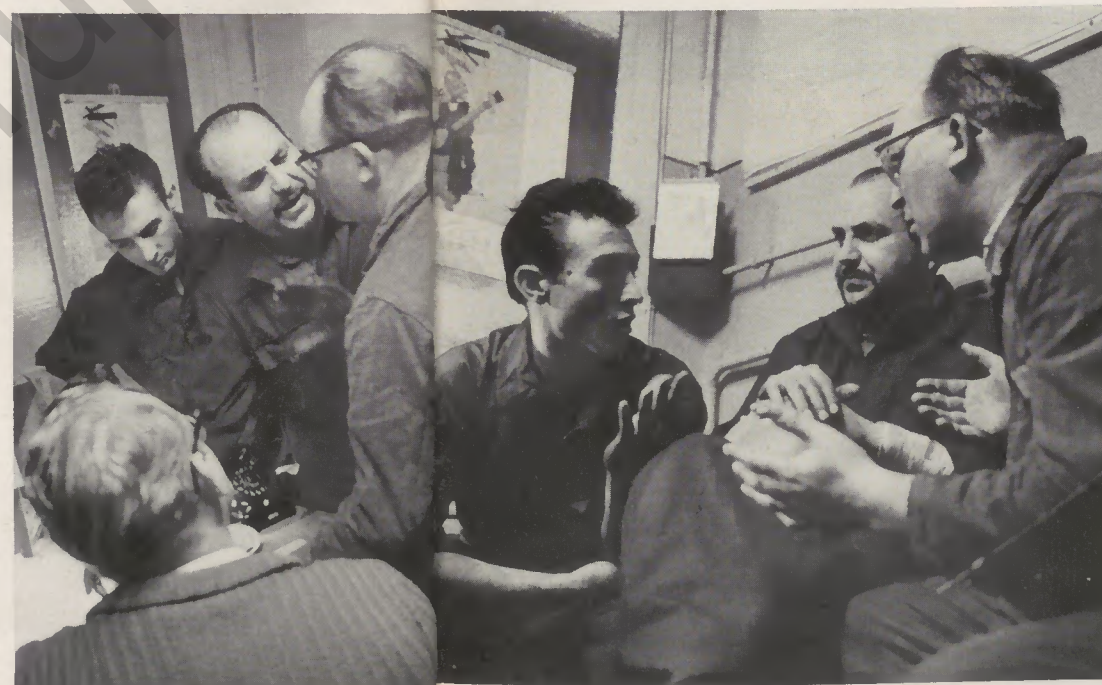
Der Zufall wollte es, daß die 50. Ausgabe mit dem Beginn eines neuen Jahres zusammenfällt. Just zu diesem Zeitpunkt aber wollten wir unsere Leser mit einer neuen Aufmachung der Werkzeitschrift überraschen. Die recht modern gestaltete Titelseite mag nicht nach jedermanns Geschmack sein, das Moment der Gewöhnung an die alte Titelseite wurde uns gelegentlich als Argument gegen Modernisierungspläne entgegengehalten. Auch im Innern des Heftes haben wir einige Veränderungen vorgenommen, die – wie wir hoffen – bei unseren Lesern Anklang finden werden. Auch hier Experiment mit publizistischen Stilmitteln, die – wie wir glauben – zeitgemäß sind.

Wir sind sicher, daß manche unserer Leser unsere WZ nun für eine kalte Schönheit halten werden, doch ist es unser Bestreben, nicht nur in Bild und Text, sondern auch in der äußeren Form den Ruhrstahl-Mitarbeitern eine Werkzeitschrift in die Hand zu geben, die – soweit dies in derartigen Zeitschriften überhaupt möglich ist – die Entwicklungstendenzen unserer Zeit reflektiert.

Wir leben und arbeiten in einer technisierten, im hohen Grade funktionalisierten Welt; elektronisch gesteuerte Automaten, Hollerithmaschinen und Rechenautomaten übernehmen in wachsendem Umfang Funktionen, die vormals der Mensch versah. Auch der Freizeitsektor steht immer mehr im Zeichen der Technik, angefangen von „do-it-yourself“-Werkzeugen bis zum Fernsehapparat und dem technisch vollkommenen Wohnhochhaus. Architektur, Malerei, Bildhauerei, Musik, Literatur, überall ein Weiterentwickeln alter Formen, ein Bruch oftmals mit der Tradition. Selbst die uns täglich umgebenden Gegenstände des Hausraums, der Möbelstil, haben gerade in den letzten Jahren Wandlungen erfahren, die bei der älteren Generation vielfach Kopfschütteln hervorrufen mögen. Die jüngere Generation aber gewöhnt sich, akzeptiert schließlich die neuen Gestaltungsformen, die im Grunde Ausdruck sind eines neuen Lebensgefühls, ja einer neuen Lebensanschauung. Der Mensch in der funktionalisierten Umwelt unserer Zeit. Das ist – in seiner problematischen Vielschichtigkeit – auch das immer wiederkehrende Thema unserer Werkzeitschrift, dem wir in Wort, Bild und Gestaltung zu entsprechen suchen.



Betriebliche Verständigung mit (unten) Dolmetscher (oben)



Die in der Fremde arbeiten

Ausländische
Mitarbeiter
auf der
Henrichshütte

Im vergangenen Jahr gab es in Westdeutschland praktisch keine Arbeitslosigkeit mehr. Wer Arbeit suchte, konnte mühelos eine Tätigkeit finden, die ihm zusagte. Und dennoch blieben einige hunderttausend Arbeitsstellen in der Wirtschaft unbesetzt. Aber während in Westdeutschland Hochkonjunktur und Vollbeschäftigung einen akuten Arbeitskräftemangel heraufbeschworen, führen in einigen europäischen Nachbarländern Hunderttausende von Arbeitslosen, namentlich in Italien, Spanien und Griechenland, ein karges Dasein. Während Spanien und Griechenland, wirtschaftlich gesehen Entwicklungsländer, noch immer im Schatten der in Westeuropa herrschenden Konjunktur-entwicklung stehen, ist Italien zwar auf dem besten Weg zu wirtschaftlicher Gesundheit, doch weite Landstriche, vor allem im Süden, sind bis heute praktisch noch weiße Flecken auf seiner wirtschaftspolitischen Landkarte. Was Wunder also, daß die Kunde von schier unbegrenzten Arbeitsmöglichkeiten und gutem Lohn, die jenseits unserer Grenzen nach Italien gelangte, nach Spanien und Griechenland, sorgende Familienväter und arbeitswillige junge Männer zum Aufbruch in den Norden trieb.

Arbeit für Hunderttausende sollte es noch in Westdeutschland geben, so sagte man. Und in wenig mehr als zwölf Monaten kamen über 200 000 Italiener, Griechen, Spanier, selbst Nordafrikaner, ja auch Holländer, Belgier, Franzosen und Österreicher. Sie wurden angeworben durch die Außenstellen des Bundesamtes für Arbeitsvermittlung sowie durch die private Initiative Arbeitskräfte suchender Unternehmen; und sie kamen auf gut Glück, mit nichts in der Tasche als einem Touristenpaß – und viel gutem Willen; arbeiten, Geld verdienen. Und Arbeit gab es für alle.

Auch die Henrichshütte beschäftigt seit Anfang 1960 eine ganze Reihe ausländischer Arbeitskräfte. Gegen Ende des Jahres waren es bereits etwa 50, vor allem Spanier und Italiener. Darüber hinaus arbeiten auf der Hütte aber auch einige Jugoslawen, Holländer, Österreicher, Polen, Ägypter sowie je ein Russe, Rumäne, Tunesier und Perser. Über die 15 Portugiesen, die auf der Hütte als künftige Fachkräfte für das Hüttenwerk Seixal bei Lissabon ausgebildet werden, haben wir schon (vgl. WZ 6/60) berichtet; drei Inder, ein Pakistani und ein Jugoslawe absolvieren gegenwärtig ein Industriepraktikum auf der Hütte.

Vielen unserer Hüttenleute ist also die kollegiale Arbeit mit Menschen aus anderen Ländern durchaus vertraut. Wenngleich die Zusammenarbeit mit ausländischen Arbeitskräften im allgemeinen gut ist, so ergaben sich doch, namentlich am Anfang, manche Schwierigkeiten – etwa der Verständigung oder der Anpassung –, die mitunter problematisch waren, denen aber oft auch heitere Seiten abgewonnen werden konnten. Unseren Artikel widmen wir den bei uns beschäftigten ausländischen Mitarbeitern, die – gleich ihren rund 350 000 Schicksalsgefährten in der Bundesrepublik – zumeist aus wirtschaftlicher Not in ihrem Heimatland gezwungen sind, in der Fremde zu arbeiten.



Die Sprache der Technik ist international



„Loch bohren, quattro Millimeter“



„So!“



„Nix, so! Bueno?“



Ach nur... ▼

Die drei Männer im Zimmer 39 des Ledigenheims der Henrichshütte setzen sich zu Tisch. Emilio hat für sie gekocht, ein Valencianisches Reisgericht, das würzig duftet – und nach Knoblauch. Um 14 Uhr hatten er und seine beiden Landsleute Leopoldo und Felicitano, Feierabend. Drei Spanier, die seit Ende November Mitarbeiter der Hütte sind. Nach kurzem Gastspiel bei der Werkseisenbahn und der Kokerei arbeiten sie nun als Schlosser in der Instandsetzungswerkstatt 1. „Sie sind in Ordnung“, meint ihr Betriebsrat Hehs, „sie arbeiten fleißig und verstehen was von der Sache.“ Er hat sie an verschiedene Arbeitsplätze gestellt. „Sie sollen keinen Privatverein im Betrieb aufmachen. Jeder von ihnen hat für die ersten drei Monate einen ‚Paten‘ erhalten, der auf ihn achtet, ihm die Arbeitsvorgänge zeigt, ihn auf die Arbeitssicherheit aufmerksam macht und entsprechende fremdsprachige Vorschriften der Abt. Unfallschutz erläutert. Nach Feierabend können sie ja spanisch sprechen, soviel sie wollen. Während der Arbeit aber sollen sie lernen, sich in die Arbeitsgemeinschaft mit ihren deutschen Kollegen einzuordnen.“ Ein vernünftiges Prinzip. Natürlich ist die Verständigung nicht immer einfach. Aber mit der internationalen Zeichensprache – und unter Zuhilfenahme eines Wörterbuches geht

es besser, als manche vermutet hatten. Emilio, der in Valencia einen kleinen Betrieb zur Herstellung von Alkohol-Destillationsapparaten mangels Aufträgen zumachen mußte, verständigt sich zudem mit Zeichnungen. Und da der 36jährige Familienvater auch eine rasche Auffassungsgabe besitzt, ist er so etwas wie ein Mentor seiner spanischen Landsleute bei uns geworden. Leopoldo und Felicitano sind erst 24. Der eine verließ die väterliche Traktorenreparaturwerkstatt in Cuenca; er wollte unabhängig sein. Der andere stammt aus Madrid. Er war arbeitslos, ohne Hoffnung, bald wieder eine neue Arbeitsstelle zu bekommen.

*

Drei Schicksale, die typisch sind für die spanischen Verhältnisse. Das Land, dessen karge Land- und Weinwirtschaft ebensowenig eine ausreichende Existenzgrundlage bietet wie die noch keinesfalls entwickelte Industrie, hätte zwar mehr als genug Arbeit für alle, wenn nur das Kapital vorhanden wäre, um die Wirtschaft großzügig aufzubauen. Fabriken mit mehr als 1000 Arbeitern gelten in Spanien schon als Mammutbetriebe; die meisten Betriebe beschäftigen kaum mehr als 10 Mitarbeiter. Dürftig ist der spanische Lohn. Für gelernte Schlosser liegt er bei etwa 50 Peseten

... was auf Deutsch „Bohrer“ heißt

Versuchen wir's nochmal mit Zeichensprache



Im Club Español: Landsleute unter sich



am Tag, was etwa 4 DM entspricht. Da aber die Verdienste, je nach der Stellung des Arbeiters in der Betriebshierarchie, zwischen 30 und 90 Peseten am Tag differieren, erreichen viele Spanier nicht einmal das Existenzminimum, obwohl das Preisniveau um einiges niedriger liegt als bei uns. Es beeindruckt sie aber, daß sie hier in einer Stunde fast so viel verdienen können wie in Spanien in der dort üblichen 8-Stunden-Schicht (48-Stunden-Woche).

Auf die spanischen Gewerkschaften sind sie schlecht zu sprechen. „Man muß sich schon selbst helfen, d. h. nur wer es mit seinen Vorgesetzten gut kann, wer raffiniert ist, bekommt den Spitzenlohn“, machte uns Emilio klar.

Felicitano wurde vom Arbeitsamt in Madrid nach Essen-Kray vermittelt; ein dortiges Eisenwerk hatte sich nach Madrid gewandt. So kam er nach Deutschland. Leopoldo reiste mit dem Touristenpaß über die Grenze. Auch Emilio kam so nach Deutschland, allerdings über den Umweg Paris. Von dort wandte er sich nach Dortmund; ein Pater schickte ihn nach Bochum,

und durch Vermittlung eines jungen Deutschen kam er schließlich nach Hattingen zur Hütte. Eine kleine Odyssee.

Rund 2000 Spanier arbeiten gegenwärtig im Ruhrgebiet von Duisburg bis Dortmund. Am 6. November gründeten etwa 200 ihrer Landsleute, die in Bochum, Hattingen, Herne, Dortmund und Essen arbeiten, im Parkhaus Bochum den Club Español. Bochums Oberbürgermeister, ein Vertreter der spanischen Botschaft in Bonn sowie Weihbischof Angershausen waren die Ehrengäste dieses Ereignisses, das, von Prälat Dr. Reinhold aus Bochum organisiert, auf die Initiative einiger junger Spanier und eines deutschen Bergarbeiters zurückgeht. Nun treffen sich jeden Sonntagabend die jungen Spanier in einem Lokal in Bochum-Weitmar zu Tanz und Gespräch. Neben den spanischen Arbeiterinnen der Seilwerke Puth (Blankenstein) sind auch junge Deutsche Gäste des Klubs. Aber kein „vino tinto“ verschönt die Stunden des Beisammenseins. Bier steht auf den Tischen des gemieteten Vereinssaales des Weitmarer Lokals. Die Gemütlichkeit spa-

nischer Bodegas vermissen diese Menschen, denen an den nebligen Gestaden der Ruhr nur selten die Sonne lacht. Doch sie sind genügsam und ihrem Schicksal für die Arbeit, die sie hier fanden, dankbar.

Als wir Dipl.-Ing. Sandmann vom Einsatzbetrieb der Henrichshütte besuchten, um ihn über seine Erfahrungen mit den ausländischen Mitarbeitern zu befragen, bedauerte er, daß wir ein paar Minuten zu spät gekommen seien. „Eben war der Präsident des spanischen Klubs hier, Juan José Gunoni-Rodriguez, der am 4. Januar auf der Hütte als Fräser in der BW II/III anfangen wird. Der Vizepräsident, Manuel Ocana, ist schon als Preßluft-Stemmer im Apparatebau bei uns beschäftigt.“ Herbert Sandmann kennt sie alle, die Spanier, Italiener und anderen Ausländer bei uns, denn bevor sie den verschiedenen Betrieben, ihren Fähigkeiten entsprechend, zugeteilt werden, arbeiten sie einige Wochen im Einsatzbetrieb. Eine besonders gute Meinung hat er von den fast stets fachlich qualifizierten Spaniern, die in den Betrieben die gleichen Löhne wie ihre deutschen



Spanisches Geplauder – amerikanische Tanzweisen

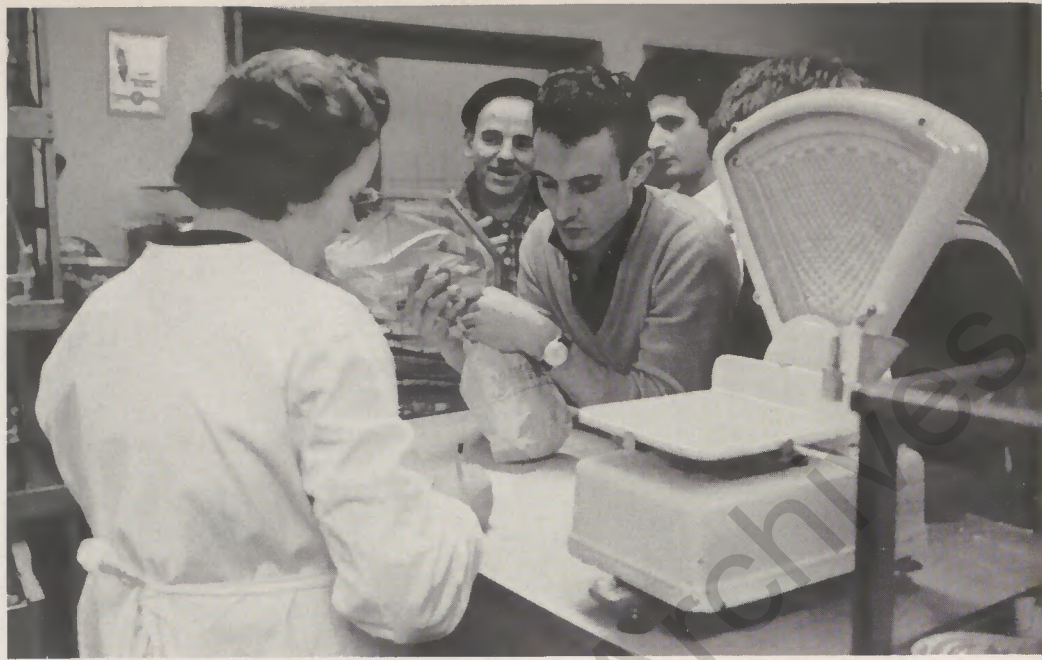


▼ Am Sonntagabend: Bier statt vino tinto

▲ Mit dem deutschen Vereinsleben konfrontiert



Kollegen erhalten. Die meisten von ihnen arbeiten als Schlosser, Dreher und Fräser. Da die Italiener meistens keine Fachausbildung besitzen, können sie im allgemeinen nur als Hilfsarbeiter eingesetzt werden, etwa in der Eisengießerei oder Stahlformgießerei. Die wenigsten von ihnen zeigen besondere Initiative. Doch sind sie anständig und fleißig, ordnen sich ein und sind von ihren Vorgesetzten wohlgeleitet. Gerade diese hatten anfangs nicht geringe Vorurteile gegenüber den Südländern. Besonders stolz ist Dipl.-Ing. Sandmann, der fast wie ein Vater von „seinen Ausländern“ spricht, auf den Sizilianer Salaris und Carta aus Sardinien, die nicht lockerließen, bis sie einen Schweißerlehrgang mitmachen durften – und ihn als Beste bestanden. Heute arbeiten sie im Apparatebau, und verdienen den gleichen Akkordlohn wie ihre deutschen Kollegen. „Es sind eigentlich alles feine Kerle. Aber sie haben oft Heimweh nach ihren Familien, nach dem Süden. Sie sind alle gut untergebracht im Ledigenheim, aber die Familie ersetzt es ja nicht. Und da die wenigsten genug Deutsch können, um sich richtig zu verständigen, sind sie sehr aufeinander angewiesen. Doch die meisten lernen am Feierabend Deutsch, manche haben schon Kontakt zu Familien deutscher Arbeitskollegen. Die Volkshochschule Hattingen will übrigens demnächst auch Deutschkurse für Spanier und Italiener einrichten.“



Einkauf von Zutaten...

Unsere ausländischen Mitarbeiter arbeiten gern bei uns. Und es spricht für das Arbeitsklima auf der Hütte, daß bisher noch kein ausländischer Mitarbeiter von sich aus gekündigt hat, obwohl sie leicht anderswo Arbeit finden könnten. Vor allem die Spanier deuten bereits an, daß sie länger hierbleiben wollen. Sozialversicherungsrechtlich werden sie wie ihre deutschen Kollegen behandelt, da entsprechende Abkommen mit den einzelnen Regierungen getroffen worden sind. Mit Spanien besteht zwar erst ein provisorisches Abkommen – über die spanische Botschaft –, doch soll auch hier bald ein bindender Vertrag die Verhältnisse für unsere Spanier regeln. Da sie alle durch ihr Arbeitsverhältnis bei uns der Betriebskrankenkasse angehören, braucht keiner unserer ausländischen Mitarbeiter Sorgen für sich oder seine Familie zu haben. Nach Klärung dieser wichtigen Frage atmte auch Emilio wieder auf. Seine Frau erwartet nämlich in diesen Wochen Familienzuwachs, und Emilio wußte nicht, wie er die Arztrechnung bezahlen sollte.

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 22



▼ Im Familienkreis: Zu Gast beim Betriebsrat

▲ ... für heimatliche Gerichte



Stahl an der Jahreswende

Das Stahljahr 1960 war für die Hüttenwerke ein gutes Jahr. An der Erzeugungsstatistik läßt sich unschwer ablesen, daß die im vergangenen Jahr erzielten Produktionsleistungen höher lagen als je zuvor in der Geschichte der westdeutschen Stahlindustrie. Doch die Stahlindustriellen — die allen Grund haben, für die Gunst der bislang nicht schlechten Stahlkonjunktur dankbar zu sein — versagen es sich aus guten Gründen, in die überschwenglichen Kommentare, die dem Jahr 1960 zuteil wurden, einzustimmen. Den Blick auf die Zukunft gerichtet, bleiben sie skeptisch und maßvoll. Nachstehend nun die Produktionszahlen: Die westdeutsche (einschließlich Saarland) Roheisenerzeugung betrug 1960 rund 25,7 Mill. t (1959: 21,6 Mill. t; 1936 14,7 Mill. t), die Rohstahlerzeugung lag 1960 knapp über 34 Mill. t (1959: 29,4 Mill. t; 1936: 17,1 Mill. t); die Walzstahlproduktion schließlich erreichte 1960 rd. 22,5 Mill. t (1959: 19,3 Mill. t).

Die Zuwachsrate für Rohstahl betrug also gegenüber 1959 15,8 % und übertraf damit die des Jahres 1959, das — unmittelbar nach dem Krisenjahr 1958 — bereits im Zeichen einer guten Konjunktur stand.

Produktionszahlen allein besagen aber wenig, betrachtet man sie nicht vor dem Hintergrund der allgemeinen Wettbewerbs- und Kostensituation. Zunächst: das hohe Preisniveau des Hochkonjunkturjahres 1957 konnte im vergangenen Jahr nicht wieder erreicht werden. Dafür aber gestattete das Jahr 1960 — im Gegensatz zu 1957 — eine Kalkulation auf Grund stabiler Rohstoffpreise, die verschiedentlich niedriger lagen als 1957. Während also das Jahr 1957 von hohen Erlösen, aber auch von hohen Rohstoffkosten (etwa für Erze, Schrott und Kohle) bestimmt war, stand das Jahr 1960 im Zeichen zum Teil gedrückter, im großen und ganzen aber stabiler Wettbewerbspreise (also entsprechend geschrumpfter Erlöse) und stabiler Rohstoffpreise. Der Zusammenklang von Rekordproduktion, verhältnismäßig niedrigen Materialkosten und im allgemeinen noch auskömmlichen Preisen war indes so harmonisch, daß die ersten Verlautbarungen bedeutender Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie fast ausnahmslos den Hinweis auf eine verbesserte Ertragslage im vergangenen Jahr enthielten. Aber hier muß schon eine Einschränkung gemacht werden: sämtliche Stahlunternehmen, die sich bereits zum abgelaufenen Geschäftsjahr geäußert haben, bilanzieren zum 30. September. Bei ihnen haben infolgedessen die beträchtlichen Lohn- und Gehaltserhöhungen, wirksam ab 1. Juli, erst geringfügig zu Buch geschlagen. Auch bleibt bei ihren Auskünften der schleppendere Auftragseingang im IV. Quartal 1960 noch unberücksichtigt. Die Rheinischen Stahlwerke (Bilanzstichtag 31. Dezember) haben in ihrem Aktionärsbrief vom 5. Januar 1961 (Näheres darüber in der WZ 2/61) schon eine vorsichtigeren Tonart angeschlagen.

Stahlkonjunktur vom Inland getragen

Die wichtigste Stütze der Stahlkonjunktur des Jahres 1960 war wiederum das Inlandsgeschäft. Im Oktober des vergangenen Jahres wurde zwar verschiedentlich von einem Tendenzumschwung am westdeutschen Stahlmarkt gesprochen, da besonders im September der Auftragseingang merklich zurückging; auch in den folgenden Monaten blieben die Walzstahlauftragseingänge im Durchschnitt hinter denen der ersten drei Quartale zurück, so daß nicht bei allen Hüttenwerken die Auftragseingänge im Jahresdurchschnitt über den Lieferungen lagen. Man braucht

aber deshalb nicht von einem Tendenzumschwung zu sprechen; das Konjunkturtempo hat sich allerdings in der Stahlindustrie im letzten Quartal des vergangenen Jahres gegenüber dem hektischen ersten Halbjahr verlangsamt.

Das Grobblech fand den Konjunkturanstoß

Auch das Grobblech, lange Zeit ein Stiefkind des im Frühjahr 1959 erneut einsetzenden Konjunkturaufwinds, hat 1960 zunehmend die Konjunkturchancen wahrnehmen können. Der größte Grobblechverbraucher ist gegenwärtig der Stahlbau mit seinen vielen Untergruppen, der in letzter Zeit bis zu etwa 15 % der westdeutschen Grobblechproduktion (sie beträgt im Monatsdurchschnitt etwa 300 000 t) verarbeitet; er wird gefolgt vom Schiffbau (14 %), Maschinenbau (10 %) und überraschenderweise der Eisen, Blech und Metall verarbeitenden Industrie (etwa 10 %).

Nach dem Abflauen der rasanten Schiffbaukonjunktur vor drei Jahren haben sich viele Grobblechhersteller um neue Absatzmöglichkeiten bemühen müssen; neue technische Verfahren in der Verarbeitung und Anwendung von Grobblech haben jedoch gerade in den letzten Jahren diesem Stahlerzeugnis neue Märkte erschlossen. Die Konjunktur in Großrohren hat ebenfalls den Grobblechherstellern — zu deren bedeutendsten in Westdeutschland bekanntlich die Henrichshütte zählt — die Schiffbaukrise verschmerzen helfen. Inzwischen scheint auch die Werftindustrie wieder mehr Anlaß zum Optimismus zu haben: zumindest der Großschiffbau glaubt, die Auftragskrise der vergangenen Jahre überwunden zu haben.

Beruhigung der Stahlkonjunktur

Die erfreulichen Zahlen der Eisen- und Stahlindustrie sind indes keine Garantie für eine Wiederholung des günstigen Stahljahres 1960. Die Konjunkturkurve der Stahlindustrie hat nach allgemeiner Ansicht ihren Höhepunkt bereits überschritten und flacht sich nun ganz allmählich ab. Die Hüttenwerke an Rhein und Ruhr haben aber die Stahlflaute, die im Frühjahr 1958 einsetzte, noch nicht vergessen. Man reagiert also sehr rasch auf jede Änderung der Markttendenz. Diese in den vergangenen Monaten von den meisten Hütten praktizierte Anpassung der Produktion auch an kurzfristige Marktänderungen ist wohl das beste Mittel, um jeder sich abzeichnenden Marktschwäche, die nur allzu rasch in eine Flaute umschlagen kann, zuvorzukommen.

Untersuchungen des Stahlmarktes haben ergeben, daß die Beruhigung der inländischen Stahlnachfrage nicht konjunkturell bedingt, sondern eine marktgerechte Reaktion auf die vorangegangene Übersteigerung ist, die ihren Ausgang fast schlagartig von der überhöhten Exportnachfrage Anfang 1959 nahm, die verbunden war mit einer ungewöhnlich frühzeitig einsetzenden Bausaison. In der ersten Hälfte 1960 tendierten Angebot und Nachfrage immer mehr zum Gleichgewicht. Stagnierendes Exportgeschäft und die allmähliche Beruhigung der inländischen Stahlnachfrage führten so zu einem langsamen Rückgang der Auftragseingänge und sogar zu einer Verminderung der Auftragsbestände um 9 % auf 5,9 Mill. t Walzstahl im Spätherbst 1960.

Im Hinblick auf die stetige Zunahme des Stahlverbrauchs und die immer noch hohe Investitionsneigung der Industrie im Inland wäre es aber falsch, die Verminderung der Auftragseingänge und des Auftragsbestandes — der immer noch eine Beschäftigung für 3 Monate sichert — als Konjunkturuschwung zu werten. Es hat aber zweifellos eine klar erkennbare Normalisierung des Verhältnisses zwischen Auftragseingängen und Lieferungen stattgefunden.

Stahlindustrie: Vorsichtige Beurteilung der Zukunft

Im ersten Halbjahr 1960 stieg der westdeutsche Stahlverbrauch noch um 16 %, doch er verringerte sich bereits im dritten Quartal auf 10 %. Dieser Rückgang wird einmal damit begründet,

daß die Produktionsreserven der Stahl verarbeitenden Industrie weitgehend ausgelastet sind. Dies trifft insbesondere zu für den Maschinenbau, die Elektroindustrie und die Stahlverformung. Einen gewissen Einfluß hat aber auch die verstärkte Einfuhr ausländischer Walzwerkerzeugnisse durch die westdeutschen Stahlverbraucher. Die kräftig angestiegenen Walzstahleinfuhren haben das Angebot erweitert und decken etwa 16 % der Inlandsnachfrage. Während Frankreichs Einfuhranteil zurückging, konnten Belgien und Luxemburg ihre Stellung am westdeutschen Stahlmarkt verbessern.

Umgekehrt stehen die Exportmärkte etwa seit Mitte 1960 unter einem spürbaren Preisdruck. Die westdeutschen Hüttenwerke beliefern vorzugsweise den deutschen Markt, zumal die Inlandspreise auch nach der kürzlich erfolgten Exportpreisstabilisierung noch immer über den Exportpreisen liegen.

Verschiedene Beobachter meinen, daß die internationale Konjunktur im Abklingen sei. Die niedrige Ausnutzung der US-Stahlkapazitäten in 1960 hat zwar bislang keinen Einfluß auf die europäische Stahlkonjunktur gehabt, doch raten warnende Stimmen zur Vorsicht, auch wenn die britische Stahlkonjunktur weiter zuversichtlich beurteilt wird und das Stahlgeschäft im Raum der Montanunion nach wie vor recht lebhaft ist.

Die Vergangenheit hat mehrfach die Richtigkeit der alten Weisheit bestätigt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Dessen eingedenk rechnet die westdeutsche Stahlindustrie für 1961 mit Erzeugungsziffern, die voraussichtlich nur knapp über denen des Jahres 1960 liegen werden. Das Moment der oben beschriebenen Angleichung von Auftragseingängen und Lieferungen wird zumindest im ersten Teil des Jahres 1961 weiter vorherrschen.

Das Problem neuer Investitionen

Es ist die Regel, daß in Zeiten der Hochkonjunktur — wenn die Produktion durch die Überbeanspruchung der Anlagen begrenzt wird — unter dem Druck der Verhältnisse hohe Investitionen beschlossen werden. So wurden auch in den vergangenen Monaten in vielen westdeutschen Hütten- und Walzwerken Investitionsvorhaben genehmigt, die zum Teil sogar weit über das Maß früherer Jahre hinausgehen. Schon für 1960 werden die Investitionen der westdeutschen Stahlindustrie auf etwa 1,2 Milliarden DM beziffert; noch höhere Investitionsaufwendungen erwartet man für 1961, insbesondere für den Ausbau für Rohstahl und Walzwerkskapazitäten.

Zwar bezweifelt niemand das tendenzielle Steigen des Weltstahlverbrauchs und auch eine ernstliche Konkurrenz solcher Werkstoffe, die die Stellung des Stahls als Grundstoff für fast sämtliche industrielle Verwendungszwecke erschüttern könnte, wird kaum befürchtet. Die fortschreitende Technisierung und der damit verbundene immer härter werdende Wettbewerb zwingen die Stahlindustrie ohnehin zu immer neuen Rationalisierungen und Modernisierungen — also Investitionen — ihrer Anlagen. Die grundsätzliche Frage aber, ob im Rahmen solcher Investitionen auch neue Erzeugungskapazitäten geschaffen werden sollen, wird innerhalb der Stahlindustrie noch heftig diskutiert.

Es gibt jedenfalls Stimmen, die darauf hinweisen, daß die heute schon verfügbare Rohstahlkapazität — man beziffert sie auf etwa 37 Mill. t — bereits höher sei, als der für 1964 vorausberechnete westdeutsche Stahlverbrauch von etwa 36 Mill. t.

Schlechte Erfahrungen mit Vorausberechnungen mögen diese Beurteilung vielleicht bald überholt erscheinen lassen. Es wird jedoch auch aus einem anderen Grund auf die mögliche Gefahr der Schaffung von Überkapazitäten hingewiesen: die direkte deutsche Stahlausfuhr ist zwar nicht besorgniserregend groß, doch durch die umfangreichen Stahllieferungen an die exportintensiven Investitionsgüterindustrien ist die Stahlindustrie weit exportabhängiger, als allgemein angenommen wird. Neueren Berechnungen zufolge beträgt der indirekte Stahllexport näm-

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 14

„Ich lehne den Auftrag ab!“

Mit 18 Jahren SED-Mitglied – Ein junger Arbeiter verläßt das Arbeiterparadies. Ein Erlebnisbericht, aufgezeichnet von Erika von Hornstein

Verschieden sind die Gründe, die seit dem Bestehen des Zonenstaates die Bewohner der mitteldeutschen Provinzen zur Flucht in die Bundesrepublik treiben. Eines darf aber bei allen vorausgesetzt werden: der Widerwille gegen den Zwang, gegen die Funktionärswillkür. Daß Vertreter des Bürgertums, daß Bauern, daß oppositionelle Intellektuelle fliehen, ist – bei aller Tragik – zu erwarten. Daß aber auch Arbeiter den Staat verlassen, der sich brüstet, alles für sie zu tun, muß ihn besonders hart treffen. Wir veröffentlichen heute die Erlebnisse eines jungen Arbeiters. Seine Erfahrungen, die Erika von Hornstein in ihrem neuen Buch „Die deutsche Not“ (demnächst beim Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln) aufgezeichnet hat, sind um so interessanter, als er zu jenen „republikflüchtigen“ Arbeitern gehört, die vor einigen Jahren voller traditioneller proletarischer Illusionen und Erwartungen aus westlicher in die östliche Richtung gezogen waren.

Die Mutter war natürlich nicht entzückt, daß die Tochter zugleich mit ihr ein Kind bekommen würde, und alles in derselben Wohnung, aber was sollten Ursel und ich machen, heiraten konnten wir noch nicht, wir waren beide erst sechzehn. Ich hätte so gern geheiratet, verdiente fast 500 Mark im Monat und mußte immer noch im Heim wohnen. Als das Kind geboren war, hab' ich mir ein möbliertes Zimmer gesucht, damit Ursel mit unserer Tochter wenigstens zu mir kommen konnte.

Das Kind von meinen Schwiegereltern wurde zwei Monate später als unseres geboren, die beiden wuchsen eben zusammen auf. Mein Schwiegervater war Angestellter bei der Wismut AG (Uranbergbau), dem paßte das nicht mit uns, auch nicht meine politische Begeisterung!

Mit 14 Jahren war ich aus Westdeutschland in die DDR gekommen, um dort meine berufliche und politische Ausbildung zu bekommen. Mein Vater war bis zur Auflösung der KP in Westdeutschland kommunistischer Funktionär in Duisburg, und die Familie sah nicht mal sonntags was von ihm, immer war er für die Partei unterwegs im Ruhrgebiet, sein Aufgabenbereich war die „gesamtdeutsche Arbeit“, im Programm der nationalen Wiedervereinigung.

Mein Vater ist im Auftrag der KP mit Delegationen und auch allein in die DDR gefahren, manchmal hat er mich mitgenommen. Auf einer dieser Reisen – ich war 14 Jahre alt – rieten ihm Freunde in Leipzig, mich dortzulassen zur Lehrlingsausbildung. Mein Vater war einverstanden, und mir war's auch recht, meine Mutter wurde nicht viel gefragt!

Ich war für das System hell begeistert und hatte Vorteile und Möglichkeiten für meine Ausbildung als Techniker, die es in der Bundesrepublik für mich nicht gab. Meinen Vater kostete ich keinen Pfennig, weder einen westdeutschen noch einen ostdeutschen, alles bezahlte der Staat, die DDR!

Ich wurde von den Parteifreunden meines Vaters in einem Leipziger Lehrlingsheim untergebracht, mein Zuhause fand ich im Haus der Jugend und wurde Führer der FDJ. Es war großartig: wir trieben Sport, machten Ausflüge, bastelten und wurden natürlich politisch ausgerichtet. Da ich nicht dumm war, wurde ich sehr gefördert.

In der FDJ lernte ich Ursel kennen. Sie war sehr hübsch, ganz blond und so alt wie ich, fünfzehn! Wir waren immer zusammen: dann sagte sie mir im Herbst, daß sie solche Angst hätte, sie bekäme ein Kind. Wir wußten uns nicht zu helfen, und sie hat es ihrer Mutter gesagt. Das war um die Zeit, als die Mutter auch gerade entdeckt hatte, daß sie wieder ein Kind bekam. Ursel war die Älteste zu Haus, nach ihr kamen noch fünf.

Ängstlich war ich eigentlich nicht, als Ursel mir das sagte mit dem Kind. Ich mußte nur fleißig sein, mich weiterbilden, dann konnte ich mit 18 Jahren Ursel heiraten und meine Familie ernähren.

Die Eltern waren in der Zeit nicht nett mit Ursel, die Mutter gab ihr von der Babywäsche ab, aber der Vater war unfreundlich zu ihr, murrte und schimpfte. Ich durfte auch nicht ins Haus kommen. Wir sind mit unserem Kind im Kinderwagen immer weit rausgefahren mit der Straßenbahn in die Vorstadt von Leipzig und dort spazierengegangen.

Wir warteten so sehr, daß wir endlich älter würden und ein eigenes Heim gründen konnten. Wir verstanden uns weiter gut und litten darunter, getrennt zu sein. Ich wollte doch meine Frau und mein Zuhause haben!

Mit 16 Jahren war ich mit meiner Ausbildung als Techniker fertig und wurde für 400 Mark im Monat als Planungstechniker im VEB-Werk angestellt. Ich wurde zweiter FDJ-Sekretär im Werk, ich war immer noch heilig überzeugt vom Kommunismus. Einmal im Jahr reiste ich nach Duisburg und besuchte meine Eltern. Was ich in Westdeutschland sah, konnte mir nicht imponieren. Die lebten alle noch mit den Idealen der Vergangenheit, und wie man sah, lebten sie nicht schlecht – aber die Zukunft gehörte uns!

Endlich, im Juli 1958, war ich 18, und im Sep-

tember hatte Ursel ihren 18. Geburtstag, und wir konnten heiraten. Ursel sollte wieder ein Kind bekommen. Unsere Tochter war eineinhalb Jahre, als wir heirateten, und Ursel wieder im dritten Monat. Aber sie hat es mir erst nach unserer Hochzeit gesagt, weil sie fürchtete, daß ich darüber nicht froh wäre.

Zu der Hochzeit kam mein Vater aus Westdeutschland angereist. Er lernte meine Schwiegereltern kennen, aber sie wagten mit ihm nicht über Politik zu reden, weil er sie nach einer Bemerkung meines Schwiegervaters gleich zu rechtgewiesen hatte.

Wir haben also das Thema Politik vermieden, sonst verstand sich mein Vater mit meinen Schwiegereltern nicht schlecht. Mein Vater war am Abend vor unserer Hochzeit angekommen, ich hatte ihn mit meinen Schwiegereltern bekannt gemacht, und er hatte sich seine Enkeltochter angesehen. Er streckte den Finger aus, und sie faßte sich dran fest, und so gingen sie



in der Stube auf und ab. Ursel sagte: Dein Vater hat in Wirklichkeit gar nicht so ein hartes Gesicht wie auf der Photographie, und jung sieht der noch aus! – Mein Vater war 39.

„Funktionäre nutzen sich ab“

Am Morgen unserer Hochzeit machte Ursel mit der Schwiegermutter und einer Tante die Wohnung zurecht und das Essen und machte sich schön: ein neues hellblaues Kleid hatten wir im HO zusammen ausgesucht für 380 Mark! Und Schuhe mit spitzen Absätzen, die waren Ursels Traum. 118 Mark!

Mein Schwiegervater sah sich die Wirtschaft an und sagte: Also kommt bloß raus hier, wir stehen den Frauensleuten nur im Weg, wir setzen uns drüben ins Gasthaus und kloppen Skat bis es soweit ist zum Standesamt. Und dann zogen wir drei los, mein Vater, mein Schwiegervater und ich und droschen Skat und tranken dazu immer ein Bier und einen Klaren; so sahen wir nicht mehr klar, als es Zeit zur Trauung war! Aber die Hochzeit wurde großartig, bis in die Nacht haben wir gefeiert.

Mein Vater fuhr dann wieder nach Duisburg zurück, Ursel und ich brachten ihn an den Zug – ich hatte eine schöne Zweizimmerwohnung gemietet, in der hatte mein Vater die Nacht auch geschlafen, wir waren sehr stolz, daß wir ihn in der eigenen Wohnung beherbergen konnten. Ich hatte gut verdient und gespart, wir konnten uns schon allerhand anschaffen. Schlafzimmermöbel aus Birke und eine Küche. Das Wohnzimmer kam später dran.

Die Kleine ließen wir erst mal bei der Schwiegermutter, wo sie mit deren Tochter aufwuchs, und Ursel ging in eine Textilfabrik, um noch zu verdienen. Daß wieder ein Kind kam, paßte mir natürlich gar nicht, aber was sollte man machen! Ursel war zuversichtlich und verlor nicht den Mut, und so durfte ich es auch nicht. Ich habe hart gearbeitet, bis in die Nächte. Um 1/27 morgens fing ich an im Betrieb und um 15 Uhr 15 war Feierabend – aber dann ging die Anstrengung erst los! Ich saß zu Hause und las

und büffelte. Ich hatte nur den Mittelschulabschluß und war vom Betrieb zum Fernstudium delegiert worden — Elektromaschinenbau! Abends saß ich noch in der Leipziger Universität und hörte Philosophie und Politökonomie, das ist bei jedem Fachstudium obligatorisch. Als ich 18 Jahre wurde, hatte ich meine Aufnahme in die SED beantragt und war Parteimitglied geworden, blieb aber in der FDJ — da kann man bleiben bis zu 25. Ich hatte als zweiter Sekretär mit dem Organisieren viel Arbeit. Dann war ich in der GST (Gesellschaft für Sport und Technik), in der DSF. Im Frühjahr 59 gab es dauernd Ärger wegen der Freizeit. Mir wurde das auch bald zuviel, was die in der Partei von uns verlangten! Ich fing überhaupt an, mir kritische Gedanken über vieles zu machen, weil ich begonnen hatte zu lesen! Ich wollte alles lernen, alles wissen: das Leben macht Spaß, gerade weil man sich anstrengen muß!

Ich hatte also begonnen zu lesen, denn im Betrieb war kampagnemäßig eine Werbeaktion angelaufen: „Mehr lesen!“ Wir holten uns aus der Werksbibliothek Brecht, Brechtel, die Seghers und diskutierten dann darüber in unserer Betriebsgruppe der FDJ.

Wir hatten außer dem Gruppensekretär noch einen Literaturobmann in der Leitung, der Bücher und Broschüren verkaufte und verteilte und an den literarischen Abenden die Diskussion leitete. Er ist so geschult, daß er auf alle Fragen die passende Antwort geben kann. Die „lesenden Arbeiter“ wurden aufgefordert, sich zu Bücherzirkeln zusammenzuschließen.

Ich war auch in der ZBGL (Zentrale Betriebsgewerkschaftsleitung) der FDJ und gab eine Betriebszeitung heraus. Die Artikel dafür schrieb ich selbst, und so kam ich ans Schreiben. Ich bekam den Parteiauftrag, für die Kreiszeitung über eine SED-Versammlung zu berichten. Der Redakteur hatte einen Artikel von mir gelesen und wünschte mehr so bombenfeste Sachen. Ich wurde Volkskorrespondent — und ich wurde das, was man „schreibender Arbeiter“ nennt!

Auf der Bitterfelder Konferenz der Kulturfunktionäre im April 59 hatte Ulbricht die gesamte Arbeiterschaft aufgefordert, „nach Feierabend zur Feder zu greifen“.

Die Gescheiten in der Partei sagten sich nämlich: Wenn wir immer nur die hauptamtlichen Funktionäre über die Errungenschaften des Sozialismus schreiben lassen, nützt der Eindruck auf die Leser sich ab. Wir müssen psychologisch vorgehen! Wenn der Arbeiter einen Artikel von einem Kollegen liest, sagt er sich: Der Mann steht neben mir an der Maschine, der muß wissen, wie es ist!

Und im Betrieb spricht's sich rum wie ein Lauffeuer: Hast du schon gelesen, was der Kollege geschrieben hat? Sie sind stolz aufeinander! Jeder kann gehört werden, werden sie sagen, jeder kann sich verständlich machen, wir sind nicht mehr auf die vorgekaute Meinung der Intellektuellen angewiesen!

In der Sowjetunion hatte man mit der Bewegung „Vom lesenden zum schreibenden Arbeiter“ gute Erfahrungen gemacht. Geplant wurde in zwei Hauptrichtungen: die eine galt der älteren Generation, den Intelligenzlern und Lehrern, denen servierte man antinazistische Literatur! Die andere Richtung zielte auf die Jüngeren, denen wurde das Loblied des Sozialismus gesungen, der sozialen Errungenschaften, der sozialistischen Brigaden.



„Schnüffeln — Ich war empört“

Viele schreibende Arbeiter sind gar keine Arbeiter, sondern stammen aus dem Lehrerstand. Aber veröffentlicht wird alles unter der Überschrift: „schreibender Arbeiter“.

Wer von den „schreibenden Arbeitern“, die wirklich Arbeiter sind, gute Erfolge aufzuweisen hat, kann vom Betrieb sogar auf das Literaturinstitut der Karl-Marx-Universität in Leipzig delegiert werden. Der Betrieb zahlt ihm den Lohn weiter. Für positive fachliche Leistungen in der Literatur gibt es Prämien in Form von Bücherbeihilfen, Reisebeihilfen für Studienzwecke, da ist man großzügig. Auch ich bekam solche Prämien. Ich schrieb sogar ein kleines Theaterstück, für das ich einen Preis erhielt.

Meine Frau und ich mußten hart arbeiten, gewiß, aber wir konnten was anschaffen dafür, und wir fühlten uns wohl. Wir verstanden uns gut, und der Kleine war nun geboren. Ich hatte mich nicht auf ihn gefreut, aber jetzt war er mir

besonders ans Herz gewachsen. Ich habe ihn am Sonntag immer gebadet, und die ersten Schritte habe ich ihm beigebracht. Er ist nun schon 1½ Jahre und unsere Tochter fast vier, und wenn ich auch erst 20 bin, ich fühle die Verantwortung für unsere Familie.

Nach der Geburt unseres Jungen war der Parteisekretär in unserer Wohnung erschienen, hatte gratuliert und mich gefragt, wie ich zur sozialistischen Namensgebung stände, und wir haben darüber diskutiert. Er sagte: Unser Betrieb wird dir eine schöne sozialistische Namensgebungsfeier ausrichten im Kulturraum des Werkes, mit musikalischer Untermalung, Kaffeetafel und Geschenk.

Meine Frau und ich sind also an einem Sonntagnachmittag mit dem Jungen zur sozialistischen Namensgebung ins Werk gegangen. Die Kollegen und Kolleginnen hatten den Kulturraum hübsch gerichtet mit Blumen, ein Quartett der Werkskapelle spielte ernste Musikstücke, der Beauftragte für Personenstandswesen hielt eine kurze Ansprache, und wir nahmen die Glückwünsche der Parteileitung entgegen.

Nachdem Ursel den Kleinen nach Hause gebracht hatte, kam sie wieder zurück in den Kulturraum, und wir hatten mit den Kollegen und Kolleginnen eine große Kaffeetafel, ihr machte es Spaß. Ich hatte keine rechte Freude mehr an all so was. Seit einiger Zeit wurde mir immer zweifelhafter, was mit uns gemacht, was uns vorerzählt und von uns verlangt wurde. Und dann gingen mir mit einem Schlag die Augen auf:

Im Januar wurde eine Versammlung der APO (Abteilungsparteiorganisation) einberufen und über die Notwendigkeit der Sozialisierung der Landwirtschaft diskutiert. Wir Genossen sollten verpflichtet werden, persönliche Patenschaften über Einzelbauern zu übernehmen, die noch im einen oder anderen Dorf vorhanden waren.

An Beispielen wurde uns erklärt, wie die Überzeugungsarbeit zu leisten sei. Üble Methoden wurden uns zugemutet: schnüffeln, erpressen — ich war empört! Ich stand in der Versammlung auf und sagte: ich lehne den Parteiauftrag für meine Person ab!

Am nächsten Tag wurde ich bereits vor die APO geladen, und sie warfen mir mangelndes Bewußtsein vor und drohten, ein Parteiverfahren der Grundeinheit gegen mich zu eröffnen. Daß ein aktiver Genosse ausbrechen wollte aus der Parteidisziplin, das durfte nicht sein!

Und eine Woche später passierte der nächste Schlag:

Der Kommandeur hatte eine Übung der Kampfgruppe des Werks angesetzt. Wir waren bei der Arbeit, da wurde plötzlich Alarm gegeben.

Wir liefen zur Kleiderkammer, dort muß jeder seine Nummer rufen und bekommt vom Innendienst seine feldmarschmäßige Ausrüstung: Watteunterkleidung, eine Uniform ähnlich wie die der NVA (Nationale Volksarmee), Mütze, Stiefel, Koppel, Feldspaten, Patronentasche, Zeltplane, Feldflasche, Brotbeutel mit der eisernen Ration.

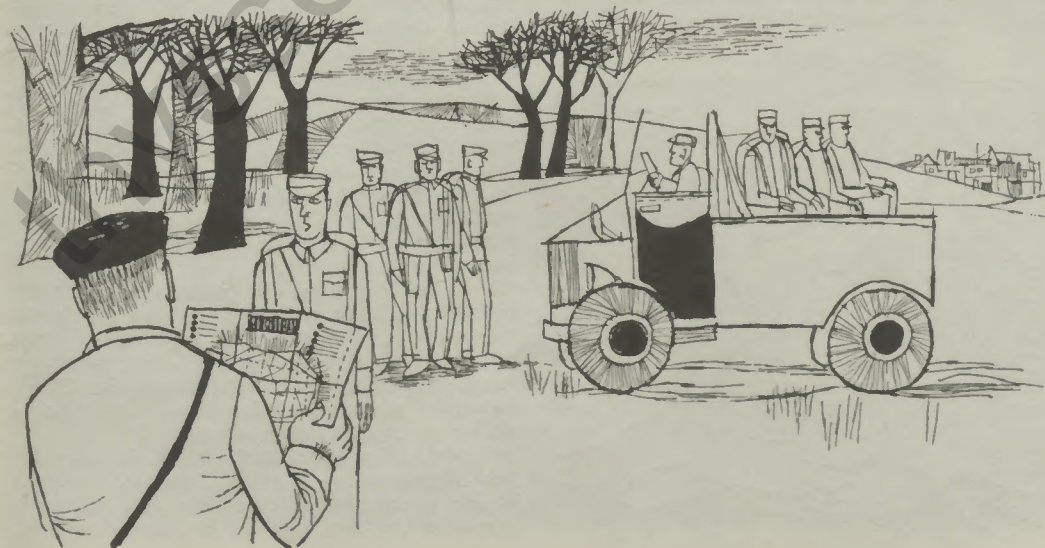
Dann Befehl: Antreten zum Waffen- und Munitionsempfang.

Waffenappell!

Dann saßen wir auf unseren Fahrzeugen und raus ging es aus der Stadt zu einem großen Übungsgelände im Wald! Dort, am sogenannten Einsatzort, bekamen wir unseren Kampfauftrag. Für unseren Zug wurde folgender Kampfauftrag verlesen:

Auf Planquadrat X ist eine westdeutsche Diversionärgruppe eingebrochen, Saboteure, Schädlinge, die von Westdeutschland abgesetzt wurden. Sie sind bewaffnet mit leichten Maschinengewehren, Handfeuerwaffen und Handgranaten und sind mit Funkgeräten ausgerüstet. Sie haben Sprengstoffe bei sich, und jeder trägt falsche Papiere in der Tasche. Diese westdeutschen Eindringlinge in Zivil müssen angegriffen und unschädlich gemacht werden!

Wir standen am Waldrand und hörten den Kampfauftrag. Es war ein Befehl! Ich trat vor und sagte zum Hundertschaftsleiter: Ich weigere mich, diesen Kampfauftrag auszuführen! Meine



Eltern leben in Westdeutschland, ich bin selbst gebürtiger Westdeutscher! Ich soll hier auf Westdeutsche schießen, wenn es auch nur angenommene Westdeutsche sind — ich tue das nicht! Es gab einen heftigen Wortwechsel, und ich wurde abkommandiert zum Innendienst.

Am Abend, beim Appell: Alle angetreten, auch ich, mein Name wird aufgerufen. Vortreten! Der Hundertschaftsleiter macht mir vor versammelter Mannschaft einen Schweinehund und kündigt Weiterleitung des Vorfalles an die Werkleitung an. Die Parteileitung wird sich zusammen mit der Werkleitung mit dem Fall befassen, rief er mit schneidender Stimme.

Zwei Tage später wurde mir ein Schreiben der Werkleitung übergeben. Durch undiszipliniertes und schädliches Verhalten in der Kampfgruppe könnte ich nicht mehr als Wirtschaftsfunktionär fungieren. Die Erlaubnis zum Fernstudium wurde mir für mindestens ein Jahr entzogen. Außerdem sei ich ab sofort strafversetzt in eine Kolonne als Hilfsarbeiter.

In der Nacht habe ich nicht geschlafen. All die Jahre, die ich so fest geglaubt hatte, und jetzt diese Enttäuschung! So etwas bereitet sich ja langsam in einem vor, ich hatte schon seit über einem Jahr meine Zweifel, aber dann kommt die Erkenntnis mit einem Stoß! Erst die Sache mit den Bauern, und jetzt dieser Kampfauftrag, nein! Das machte ich nicht mehr mit! Ursel fragte in der Nacht immer: was hast du denn bloß? Ich konnt's ihr nicht sagen, es war alles zu gräßlich für mich!

Am nächsten Morgen wußte ich schon: Vorladung vor den Werkleiter, den Kaderleiter, den Vorsitzenden der BGL (Betriebsgewerkschaftsleitung):

Wirtschaftsfunktionäre müssen in jeder Hinsicht vorbildlich handeln, fing der Werkleiter an, du bist nach dem Vorfall nicht mehr berechtigt, als FDJ-Sekretär und Parteiagitator die Funktionen weiter auszufüllen. Du wirst ein Jahr als Hilfsarbeiter tätig sein und dich bewähren, bei einwandfreier gesellschaftlicher und fachlicher Führung kannst du wieder Aufstiegsmöglichkeiten bekommen!

Ich ging nach Hause. Ursel fütterte gerade den Kleinen. Unsere Tochter war bei den Schwiegereltern. Wir hatten sie noch immer dort gelassen, für Ursel wurde es sonst zuviel. Der Arzt hatte gesagt, sie wäre nicht in Ordnung, weil sie noch nicht ausgewachsen war, als sie die Kinder bekam. Darum habe ich auch so gearbeitet, damit Ursel nicht mehr mitverdienen mußte.

Als sie den Kleinen zu Bett gebracht hatte, sagte ich: Du, hör mal, mir ist was passiert, ich muß weg in den Westen — und habe ihr alles erzählt. Denn wie sollen wir zu viert von 300 Mark im Monat leben? sagte ich. 300 Mark bekomme ich als Hilfsarbeiter. Ich habe 800 Mark verdient bis heute als Plantechniker und dazu noch die Prämien.

„Jetzt wohnen wir in Duisburg“

Ursel war verzweifelt. Gehen wir doch zu den Eltern, reden wir mit den Eltern, sagte sie. Wir sind abends also zu ihren Eltern gegangen, obwohl ich mich immer noch schlecht mit ihnen stand. Ursel verschwand in der Küche bei ihrer Mutter, und ich sprach in der Wohnstube mit meinem Schwiegervater. Ich kann von 300 Mark die Familie nicht erhalten, sagte ich, kann die Verantwortung nicht übernehmen. Ich muß rüber nach Westdeutschland, dort werde ich sofort genug verdienen! Kann Ursel solange zu dir kommen mit dem Kleinen, bis ich in Duisburg eine Wohnung habe?

Mein Schwiegervater redete so merkwürdig herum, mir gefiel das gar nicht. Es ist deine Sache, sagte er, wie du mit der Politik fertig wirst. Du hast ja daran geglaubt, an deine Politik! Und jetzt, wo's für dich persönlich schiefgeht, willst du Leine ziehen! Und wir sitzen da mit der ganzen Geschichte!

Und was hat mein Schwiegervater dann getan? Er ist am nächsten Tag — aus Angst um seine eigene Existenz, seine eigene Stellung bei der Wismut AG — zur Polizei gegangen und hat mich angezeigt!



Ich weiß, er konnte mich nie leiden, aber hinzugehen und den Mann seiner Tochter anzuzeigen wegen Vorbereitung zur Republikflucht! Ursel konnte es nicht fassen. Als sie mich zur Polizei bestellten und verhörten, konnte ich noch alles ableugnen, aber danach war ich einfach fertig! Die Enttäuschung mit der ganzen Politik, und nun noch die Enttäuschung mit der Familie! Dazu die Verhöre! Im Betrieb wurde ich auch zur Kaderleitung bestellt, mir wurde mitgeteilt, es liefe ein Ermittlungsverfahren gegen mich wegen Vorbereitung zur Republikflucht.

Die Polizei hatte bereits weitergemeldet.

Ursel hat Tag und Nacht geweint. Sie konnte das nicht begreifen, was ihr Vater getan hatte! Ich habe sie noch beruhigen müssen, habe gesagt: Er hat eben Angst gehabt wegen seiner eigenen Familie!

Und dann gingen die Auseinandersetzungen zwischen Ursel und mir los: Fliehen oder bleiben? Alles hier weiter auf sich nehmen? Oder alles wegschmeißen und im Westen neu anfangen? Aber wie wegkommen? Wir bekamen ja die Kleine nicht mit! Die würden meine Schwiegereltern nicht hergeben, und wir waren seit dem Abend nicht wieder hingegangen, nur meine Schwiegermutter war zu uns gekommen und hatte versucht, Frieden zu machen, aber was nützte das alles noch!

Schließlich haben wir nur den Kleinen mitgenommen und sind mit ihm losgefahren nach Berlin. Unsere Tochter ist dort geblieben bei den Großeltern. Wie wir die wiederbekommen sollen, weiß ich noch nicht. Ich habe geschrieben, sie sollen uns unser Kind schicken, aber ich habe keine Antwort bekommen. Ich werde an das Jugendamt schreiben, aber es wird auch nichts nützen.

Jetzt wohnen wir in Duisburg in der Wohnung meiner Eltern. Sie haben uns aufgenommen. Meine Mutter hütet den Kleinen, und Ursel und ich arbeiten schon wieder. Mein Vater ist nett mit dem Kind, auch mit Ursel.

Wir stehen uns gut mit ihm, aber nur unter einer Bedingung: über Politik darf nicht gesprochen werden! Ich darf ihm nichts von allem erzählen, was ich erlebt habe. Mein Vater ist immer noch überzeugter Kommunist.



Stahl an der Jahreswende

Fortsetzung von Seite 11

lich rund 40 % der gesamten westdeutschen Stahlproduktion. Welche Rückwirkungen das für die Stahlindustrie bei einem Abflauen der Exportkonjunktur bei den westdeutschen Stahlverarbeitern haben würde, ist leicht abzusehen.

Umstrittene Sonntagsarbeit

Auch eine akute Sorge überschattet den Jahresbeginn der Stahlindustrie: Am 10. Februar wird nämlich der Bundesrat die von der Bundesregierung verabschiedete Verordnung über die Neuregelung der Sonntagsarbeit in der eisen schaffenden Industrie beraten (vgl. auch WZ 8/9 und 10/60). Diese Verordnung, der sogenannte Bonner Stufenplan, sieht in der ersten Stufe ab 1. Januar 1964 eine achtstündige Betriebsruhe (6 bis 14 Uhr) in SM- und Elektrostahlwerken und Öfen nach dem Rotorsystem sowie eine 16stündige Betriebsruhe (6 bis 22 Uhr) in der zweiten Stufe ab 1. Januar 1966 vor. Für Walzwerke soll eine 16stündige Betriebsruhe (6 bis 22 Uhr) bereits sofort nach Inkrafttreten (Termin ist noch offen) der neuen Verordnung verfügt werden.

Die Lage für die Stahlwerke wird aber noch durch eine juristisch ausgeklügelte Bestimmung der Bundesregierung zusätzlich erschwert, die die Reparaturzeiten in den Stahl- und Walzwerken betrifft: der Verordnungsentwurf der Regierung sieht nämlich vor, daß in Stahl- und Walzwerken Reparaturen in Zukunft erst ab 14 Uhr durchgeführt werden dürfen, d. h. von 6–14 Uhr darf weder produziert noch repariert werden. Gerade die Sonntagsmittags-Schicht wird von den Belegschaften aber als höchst unbeliebt abgelehnt. Die Stahlindustrie muß aber, will sie die Ausnahmegenehmigung der Regierung zur Produktion ab 14 Uhr (vom 1. 1. 1966 an ab 22 Uhr) erhalten, diese Schwierigkeit in Kauf nehmen, obwohl laut § 105 c der Gewerbeordnung Reparaturen an Sonn- und Feiertagen erlaubt sind.

Der Stufenplan hat in der Stahlindustrie scharfe Kritik hervorgerufen, da er sowohl betriebstechnisch als auch schichtenmäßig für die Belegschaften wie für die Unternehmen erhebliche organisatorische und finanzielle Nachteile enthält.

Mitte Januar haben nun ihrerseits der Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie und die Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl einen Vorschlag zur Regelung der Sonntagsarbeit gemacht. Die Verbände erklären darin ihre grundsätzliche Zustimmung zu den vom Bundesarbeitsministerium geforderten 26 (gegenüber heute 13) arbeitsfreien Sonntagen für die betroffenen rund 17 000 Stahlwerker.

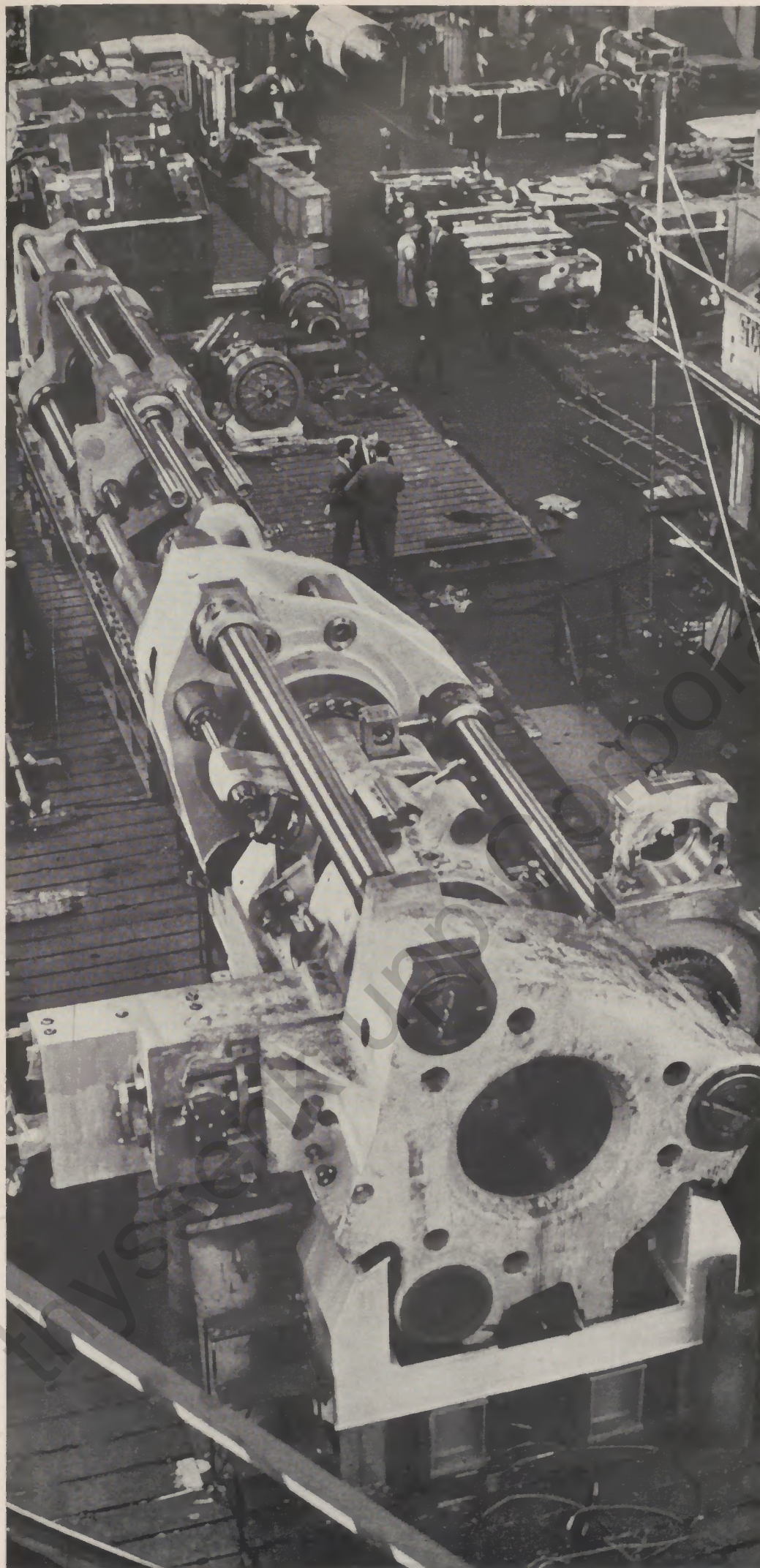
Die Stahlindustrie wendet sich jedoch entschieden gegen die Zumutung, als einzige Stahlindustrie der Welt ihre Produktion an Sonntagen zu unterbrechen und auf die betriebstechnischen Vorteile der kontinuierlichen Betriebsweise zu verzichten. Die der westdeutschen Stahlindustrie daraus gegenüber den Stahlproduzenten im Ausland erwachsenden Wettbewerbsnachteile bedürfen keiner näheren Erläuterung.

Aus dem Vorschlag der Stahlindustrie geht weiter hervor, daß sie es für unzweckmäßig hält, die Methode, die zur Vermehrung der arbeitsfreien Sonntage führen soll, im einzelnen in einer Verordnung oder gar einem Gesetz festzulegen. Eine neue Verordnung oder Ausnahmegenehmigung sollte vielmehr nur das Ziel festlegen, 26 arbeitsfreie Sonntage stufenweise und möglichst parallel zum Arbeitszeitabkommen zu erreichen. Die Methoden, dieses Ziel zu verwirklichen, sollten indes den einzelnen Werken individuell überlassen bleiben.

Mit ihrem Vorschlag distanziert sich die Stahlindustrie auch von dem sog. Neuloh-Plan, dessen Verwirklichung ebenfalls 26 arbeitsfreie Sonntage unter Aufrechterhaltung der kontinuierlichen Betriebsweise vorsah, jedoch der Stahlindustrie außerordentliche hohe Investitionskosten verursacht haben würde.

Es bleibt nun zu hoffen, daß schließlich doch sachliche Argumente — in fairer Diskussion erörtert — den unerfreulichen Streit um den Feiertagscharakter des Sonntags zu beenden vermögen.

Leichtmetall unter Druck gesetzt



Die Nachfrage nach immer komplizierter geformten, immer dünnwandigeren und maßhaltigeren Nichtisenprofilen verstärkt sich seit einigen Jahren in zunehmendem Maße, besonders auf den Sektoren Fahrzeug-, Schiff- und Flugzeugbau sowie in der Bauwirtschaft. Im Fahrzeugbau beispielsweise werden derartige Profile als Zierleisten und Fenstereinfassungen, in der Bauindustrie als Fassadenverkleidungen und Fenster verwendet.

Während sich Stahlprofile dieser Art noch durch – allerdings recht kompliziertes – Walzen herstellen lassen, würde es fast unüberwindliche technische Schwierigkeiten mit sich bringen, wollte man Leichtmetallprofile ebenfalls durch Walzen herstellen – von den Kosten ganz zu schweigen.

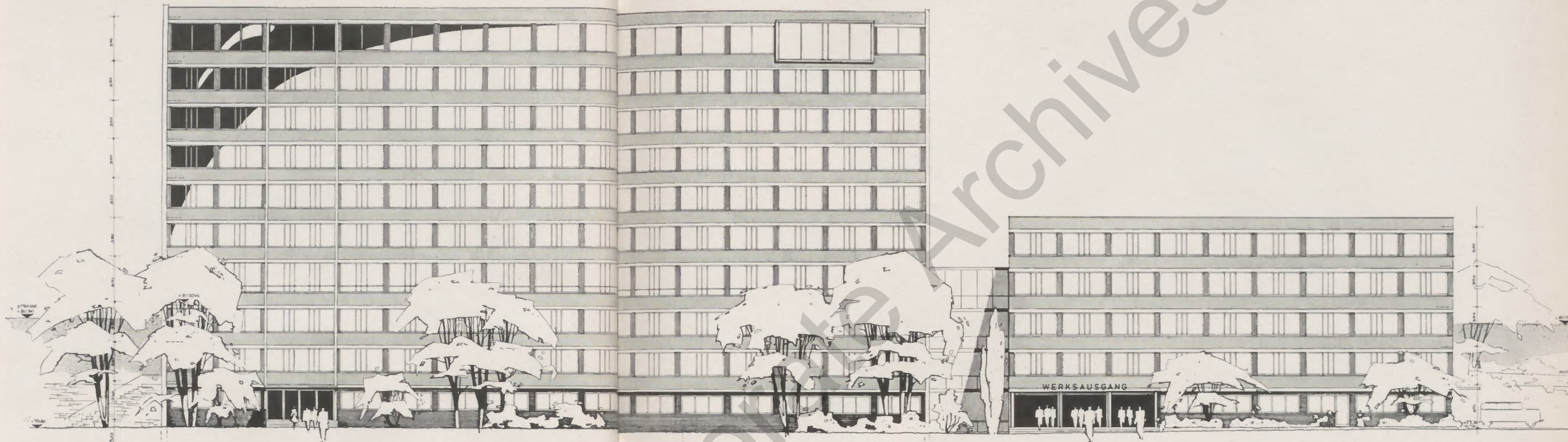
Die günstigste Methode zur Verformung von Nichtisenmetallen bietet das sogenannte Strangpressen. Wie alle Methoden zur Umformung von Metallen beruht das Strangpressen auf der bekannten Eigenschaft der Metalle, sich unter Druck plastisch zu verformen.

In der Praxis sieht das so aus: Das auf die günstigste Knettemperatur erwärmte Metall in der Strangpresse wird mit hohem Druck (zwischen 1 000 und 12 000 t) aus einem geschlossenen Zylinder durch das Mundstück einer Matrize gepreßt. Der hierbei entstehende Preßling nimmt dabei die Form und Abmessung der Matrize an.

Eine bedeutende Konstruktionsfirma, die auch als Konstrukteur von Strangpressen bekannt ist, erteilte der Henrichshütte vor einiger Zeit den Auftrag zum Bau einer modernen Strangpresse. Neben den großen Erfahrungen im Bau von Großmaschinen und dem guten Facharbeiterstamm der Henrichshütte mochte bei der Vergabe des Auftrages an Ruhrstahl mit ausschlaggebend gewesen sein, daß unser Werk in der Lage war, sämtliche Einzelteile – vom Guß über Bleche und Schmiedestücke bis zu den nötigen Schweißkonstruktionen – in eigenen Werkstätten herzustellen. Für den Besteller wirkte sich die Vereinigung der gesamten Herstellung in einer Hand in einer erstaunlich kurzen Lieferzeit aus. So hat denn die Strangpresse bereits vor einigen Wochen den Maschinenbau der Henrichshütte verlassen und wird in diesen Wochen unter der Leitung von erfahrenen Ruhrstahl-Monteuren bei einem Metallwerk im Rheinland montiert. Über die Montage und Inbetriebnahme der Strangpresse werden wir in einer späteren Ausgabe der Werkzeitschrift berichten.

◀ Montage der Strangpresse im Maschinenbau

Neue Werksverwaltung wird gebaut



Ansicht des Verwaltungsgebäudes vom Werk aus (Westseite)

„Jawohl, wir haben mit den Ausschachtungsarbeiten zum Bau eines neuen Verwaltungsgebäudes für die Werksverwaltung der Henrichshütte begonnen.“ Mit dieser eindeutigen Antwort des Chefs des Technischen Büros (Neubauabteilung) der Henrichshütte, Obering. Remberg, finden alle an die Baggarbeiten an der Stelle des vor einiger Zeit abgerissenen „Hauses Bruch“ geknüpften Vermutungen ihre Bestätigung. „Zur Unterbringung sämtlicher Zweige der Sozialabteilung werden wir gleichzeitig einen Belegschaftstrakt bauen“, ergänzte Obering. Remberg unsere Frage. Schließlich teilte er noch mit, daß auch der Bau des immer notwendiger werdenden Werksgasthauses grundsätzlich genehmigt sei. Und noch ein strittiger Punkt fand in dem Gespräch seine Klärung: der zunächst in das Gesamtprojekt eingeplante Bauakt zur Unterbringung der Ruhrstahl-Verwaltung wird zunächst noch nicht verwirklicht. Die Ruhrstahl-Verwaltung wird also wohl für die nächsten Jahre noch in Witten-Annen verbleiben. Bekanntlich hat sie erst im Sommer 1959 den Komplex der ehemaligen Versuchsanstalt des Annener Gusstahlwerks bezogen.

Schon seit Jahren diskutieren die Angestellten der Werksverwaltung den Neubau eines Verwaltungsgebäudes. „Jeder, der das etwa hundert Jahre alte ‚Dornröschenschloß‘, das efeu-umwucherte Domizil der Verwaltungsangestellten kennt, weiß, wie beengt die Verhältnisse dort sind.“ So hatten wir vor einem Jahr in dieser Zeitschrift geschrieben (vgl. WZ 12/59). Nun, der Startschuß zum Neubau ist gefallen. „Wir hoffen, daß die Verwaltung im 3. Quartal 1962 das neue Gebäude beziehen kann.“ Es ist allen Beteiligten zu wünschen, daß sich diese Hoffnung des Neubauchefs erfüllen wird.

Das neue Verwaltungsgebäude wird an jener Stelle entstehen, an der sich bis vor wenigen Jahren das historische „Haus Bruch“ befand,

also genau gegenüber dem derzeitigen Haupttor der Hütte. Dieser Bauplatz hat den Vorzug, daß die Verwaltung auch in Zukunft unmittelbaren Kontakt mit den Betrieben pflegen kann. Erschwerend für die Planung ist jedoch, daß zwischen Bodenflur der Hütte und dem Niveau der neuen Brucherstraße, die oberhalb der Hütte entlangführt, ein Höhenunterschied von etwa 10 Metern baulich überwunden werden muß.

Schon vor Jahren wurden im Rahmen eines Ideenwettbewerbs acht Architekten um Entwürfe für das Bauprojekt gebeten. Da seinerzeit aber der Standort für die Gebäude noch nicht genau feststand, konnte kein Entwurf die durch die endgültige Wahl des Bauplatzes auftretenden Probleme restlos lösen. Da jedoch der Entwurf des Dipl.-Ing. Kleinwort (Ingenieurbüro Rhein-Ruhr, Dortmund), der bereits die Pläne für das Rheinstahl-Hochhaus in Essen entwickelte, den Vorstellungen der Ruhrstahl AG am nächsten kam, wurde ihm nun auch die Ausführung des Baues an der vorgesehenen Stelle übertragen.

Auf unserer Zeichnung, die eine Seitenansicht der neuen Werksverwaltung und des Belegschaftshauses von Süden zeigt, ist gut zu erkennen, wie der Architekt die Niveauunterschiede von Hüttenflur und Brucherstraße ausgeglichen hat. Die auf der zweiten Zeichnung dargestellte Fassadeansicht der beiden Baukörper, die miteinander verbunden sind, wird sich dem Betrachter vom Werk aus darbieten. Kein Hochhaus wollte man bauen, sondern ein zweckmäßiges, durch klare Linien bestechendes Verwaltungsgebäude, das Licht und Raum gibt für die über 1000 Mitarbeiter der Werksverwaltung. Auch der Belegschaftstrakt soll kein Schaukasten aus Glas und Beton sein, sondern ein zweckbestimmtes, modern eingerichtetes Gehäuse, dessen Linienführung sich ebenso wie die des Verwaltungstraktes der umgebenden Landschaft organisch einordnen soll. Die archi-

tektonische Gestaltung der jenseits der Brucherstraße der Vollendung entgegengehenden neuen Versuchsanstalt hat hier bereits die Maßstäbe gesetzt.

*
Zehn Geschosse und ein Kellergeschoß wird der Verwaltungstrakt erhalten, und zwar: sechs Obergeschosse, ein Erdgeschoß (auf dem Niveau der Brucherstraße), drei Untergeschosse und das Kellergeschoß. Das oberste Geschöß wird die Räume für die kaufmännische und technische Werksleitung sowie weitere Räume für den Vorstand der Ruhrstahl-Verwaltung erhalten. In den darunterliegenden Geschossen werden im wesentlichen die zahlreichen Verkaufsabteilungen, die Kostenabteilung, die Abteilung Werksplanung und die Abteilung Einkauf S untergebracht werden. Der Belegschaftstrakt erhält fünf Geschosse. Im obersten Stockwerk werden die Büros des Leiters der Sozialabteilung sowie die technische und allgemeine Werksbücherei (nun endlich nach dem System der Freihandausleihe!) untergebracht werden. Im darunterliegenden Stockwerk werden die Büros des Sicherheitsingenieurs und das Lohnbüro ihren Platz finden. Die Räume der Betriebskrankenkasse, der Arbeiterannahme und der Pfortner befinden sich im sog. 1. Untergeschoß. Die Praxis des Werkarztes wird sich im 2. Untergeschoß befinden, ebenso die Spezialbehandlungsräume, Röntgenraum und die medizinischen Bäder (Radiumbad, Unterwassermassage). Im 3. Untergeschoß schließlich, das auf der Höhe des Hüttenflures liegt, erhält die Werksfeuerwehr und der Werkschutz ausreichenden Raum.

Das neue Haupttor der Hütte wird gleichfalls in den Belegschaftstrakt verlegt. Die von und zur Arbeit gehenden Mitarbeiter der Hütte werden über zwei Rolltreppen den Höhenunterschied zwischen Hüttenflur und dem 1. Untergeschoß des Belegschaftstraktes überwinden.

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 22



Ansicht vom Süden



Presswerke Brackwede

Durch diese schmale Gasse muß er durch

Die Schuld der Verhältnisse?

Anmerkungen zum Thema Unfallschutz

Fast regelmäßig wird unser Fotograf – wenn er durch die einzelnen Betriebe der Presswerke wandert, um Aufnahmen zu machen – von unseren Mitarbeitern angesprochen, die ihrem Mißmut über die engen Verhältnisse in den Betrieben Luft machen – und diese für vieles verantwortlich machen, was sie bedrückt: für die hohen Unfallzahlen, für den hohen Krankenstand und noch für so manchen anderen betrieblichen Ärger.

Schauen wir uns doch einmal die Unfallstatistik an: Die Unfallkurve der Presswerke, die im Januar 1960 mit 31 Unfällen begann, verzeichnet für den Rest des Jahres – mit Ausnahme der Monate September und Oktober – stets mehr als 40 Unfälle im Monat. Bezogen auf 1000 Mitarbeiter pro Monat ergeben sich Unfallziffern, die zwischen 20 und 32 schwanken; der Monatsdurchschnitt liegt bei etwa 29 Unfällen pro 1000 Mitarbeiter.

Gewiß, die Arbeit in den meisten Betrieben der Presswerke ist schwer und zum Teil nicht ungefährlich. Vergleicht man jedoch die Brackweder Unfallzahlen mit denen der Henrichshütte – wo es gewiß auch nicht gerade zimperlich zugeht –, dann stellt man fest, daß die Hattinger Ruhrstahl-Kollegen offenbar weit sicherheitsbewußter zu Werke gehen. Nur selten nämlich steigt die Unfallziffer der Henrichshütte über 10.

Am heftigsten klagt der Betrieb II über den beengten Raum; und es ist unbestritten, daß die Raumverhältnisse hier besonders ungünstig sind. Aber jeder sieht, daß Neubauprojekte in Angriff genommen worden sind, um beson-

ders diesen Betrieb aus seinen Raumschwierigkeiten zu befreien. Dazu sei bemerkt, daß die Mittel des Werkes Brackwede allein hierfür nicht ausgereicht hätten. Wäre unser Werk nicht Teil der großen Rheinstahl-Gemeinschaft, derartige Neubauprojekte wären wohl kaum möglich gewesen. Vorstand und Werksleitung haben mit der Unterstützung dieses Projekts den ersten Schritt zu einer gründlichen Bereinigung des Raumproblems im B II getan.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß der B II die absolut meisten Unfälle zu verzeichnen hat, doch beschäftigt er auch die meisten Mitarbeiter. Schaut man sich die Unfallstatistik etwa des Betriebes IV oder der Elo an, so wird man feststellen, daß diese nicht so beengt arbeitenden Betriebe zwar absolut weniger, relativ aber ebensoviel Unfälle verzeichnen müssen wie der B II. Daraus ergibt sich, daß die immer wieder hervorgehobene räumliche Enge im B II allein keine hinreichende Erklärung für die schlechte Unfallsituation dieses Betriebes darstellen kann.

*

Viele Unfallschutzfachleute meinen, daß etwa 90 % aller Unfälle auf menschliches Versagen – dazu gehören auch Gleichgültigkeit, Unachtsamkeit und nicht selten auch jener forsche Mut, der Vorsicht für Feigheit hält – zurückzuführen sind; und die Unfallursachenforschung bestätigt dies.

Wie rasch ist ein Unfall geschehen; und nun denken wir einmal an die Unfallfolgen. Wem schaden denn die Unfälle, wenn nicht in erster Linie uns selbst? Doch auch die Familie des

Betroffenen, die Sozialversicherung – die wir alle tragen – und nicht zuletzt das Werk spüren die volle Auswirkung eines jeden Unfalles.

Man gewinnt oft den Eindruck, daß viele Mitarbeiter die Unfallverhütungsarbeit grundsätzlich für ein Problem halten, das der Arbeitgeber zu lösen hat. Andere meinen, es sei Sache des Betriebsrats, für die Arbeitssicherheit zu sorgen. Gewiß hat jeder der Sozialpartner einen Teil dieser Last zu tragen. Aber im Grunde geht es uns alle an, und deshalb sollten wir stets mitarbeiten, die erschreckend hohen Unfallzahlen zu verringern.

Unterrichtung der Mitarbeiter, Aufklärung über Unfallschutzfragen, immer wieder neue Hinweise: die Werksleitung hat sich seit Jahr und Tag bemüht, schon auf diesem Wege den Mitarbeitern ein gewisses Sicherheitsbewußtsein „anzuerziehen“. Der Erfolg ist leider bislang noch nicht befriedigend. Wir hören, daß die Werksleitung gegenwärtig eine neue Aktion gestartet hat – mit Plakaten, Handzetteln, Meisterbesprechungen und Vorträgen für die Vorarbeiter. Aber können wir denn noch dem Erfolg solcher von „oben“ veranlaßten Maßnahmen allein vertrauen? Muß nicht von allen, die in den Presswerken arbeiten, die Unfallschutzarbeit mitgetragen werden? Mit Güte und mit dem Versuch zu überzeugen hat man es bislang versucht – und wird es weiter tun. Aber wenn es gar nicht anders geht, wird auch mit Härte durchgegriffen werden müssen, mit einer Härte, mit der sich die Mehrheit der Belegschaft – in ihrem eigenen Interesse – solidarisch erklären sollte.

Unsere Presswerke sind ein Produktionsbetrieb. Aber im Rahmen dieser Zielsetzung ist es Aufgabe des Werkes, Leben und Gesundheit der Mitarbeiter soweit wie irgend möglich vor Schäden zu schützen. Doch bedürfen wir dabei der Unterstützung auch der Mitarbeiter selbst. Wenn sich in unserem Werk dreimal so viel Unfälle ereignen wie etwa im Werk Hattingen, dann muß das doch auch am mangelnden Verantwortungsgefühl vieler unserer Mitarbeiter gegenüber sich selbst, ihrer Familie und dem Werk liegen. Wir wissen sonst keine andere Erklärung.

Doch müssen wir uns damit abfinden?

*

Wir wollen noch einen anderen Vergleich zitieren, bei dem das Werk Brackwede leider ebenfalls schlecht abschneidet: Den Krankenstand. Die Krankengeldaufwendungen pro Kopf der Mitglieder der AOK Brackwede (Landkreis Bielefeld) betrugen in den Monaten Januar bis September 1960 genau 147,91 DM. Diese AOK – der auch die Mitarbeiter der Presswerke Brackwede angehören – steht mit ihren Pro-Kopf-Aufwendungen an der Spitze aller AOK-Bezirke in der Bundesrepublik. Wie dem überdurchschnittlich hohen Krankenstand zu Leibe gegangen werden kann, ist eine Frage, die noch auf verschiedenen Ebenen diskutiert wird. Es geht jedenfalls nicht an, daß der Krankenstand über Monate hinweg etwa 10 % der Gesamtbelegschaft beträgt. Zum Vergleich: Der Krankenstand – einschließlich Unfälle – der Henrichshütte betrug im Jahresdurchschnitt 1960 nur 4,5 %.

Wir haben keine Grippewelle in Brackwede gehabt, die als Erklärung des hohen Krankenstandes dienen könnte. Sind etwa die Umgebungseinflüsse in den Presswerken Brackwede schlechter als anderswo? Nein, denn wer die Verhältnisse etwa auf der Henrichshütte kennt, weiß, daß es dort in den meisten Betrieben sogar härter zugeht als in Brackwede. Ist vielleicht das Durchschnittsalter unserer Mitarbeiter schuld? Nein! In Brackwede liegt das Durchschnittsalter bei 36 Jahren, in Hattingen bei 39. Sollte es etwa an der Brackweder Luft liegen? Doch wohl gewiß nicht. Wer es nicht glaubt, der fahre einmal unter die Dunstglocke des Ruhrgebiets.

Die Allgemeine Ortskrankenkasse stöhnt; und alle Mitarbeiter der Presswerke müssen einen überdurchschnittlich hohen AOK-Beitrag zahlen. Was also führt zu unserem hohen Krankenstand? Die Verhältnisse haben daran wohl die geringste Schuld. Und noch eine Frage: Müssen wir uns damit abfinden? Durchaus nicht!

Wir werden uns im Jahr 1961 mit diesen Problemen, sowohl mit den Unfallzahlen als auch mit dem Krankenstand, beschäftigen – und zwar ganz energisch.

Resigniert den Kopf schütteln und meinen: „Das ist in Brackwede nun mal nicht zu ändern“, können, dürfen wir nicht! Eine Aufgabe, die alle angeht, steht vor uns. Packen wir sie an. Übrigens: Vielleicht überlegen die Herren Ärzte einmal mit.

Auf den ersten Blick hat unser Artikel nur einen recht losen Zusammenhang mit den Bildern auf diesen Seiten. Bei näherem Hinsehen erkennt man jedoch, daß diese Bilder einen ganz bestimmten Aspekt der Unfallquelle „innerbetrieblicher Transport“ aufzeigen: Wie im bundesdeutschen Straßenverkehr sind auch im B II der Presswerke Brackwede die Verkehrsverhältnisse kaum als ideal zu bezeichnen. Und genau wie im Straßenverkehr sollte es auch im Betrieb möglich sein, durch Umsicht, Vorsicht und Disziplin Unfälle zu verhüten, an denen nicht immer die Verhältnisse, sondern oft menschliches Versagen schuld sind. Nichts anderes wird auch in dem Artikel über allgemeine Sicherheitsprobleme in Brackwede festgestellt.

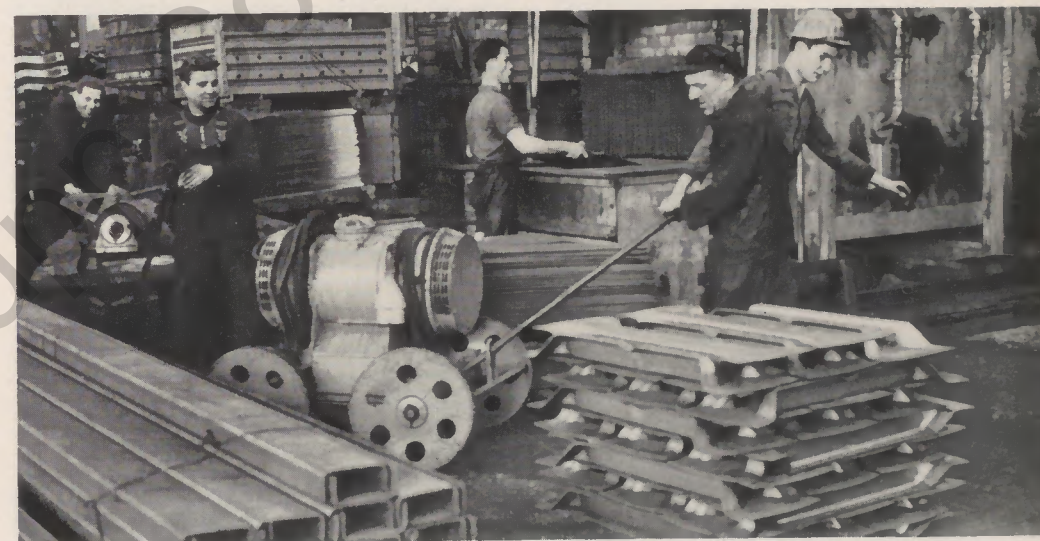
Dies war ein Unfall, zum Glück ohne Schaden. Ursache: falsches Beladen eines Karrens ▶



Vorsicht und gutes Augenmaß lösen dies Verkehrsproblem ▲



Falsch geparkt – im Straßenverkehr gäbe es einen Strafzettel ▲



Engpaß, Umleitung, Verkehrsstauung – just wie im Straßenverkehr ▲



Jahreswünsche für 1961

Die Zeitschrift hat den Leiter der Abteilung Sicherheitswesen der Henrichshütte, Sicherheitsing. Ritter, gebeten, in knapper Form so etwas wie einen Wunschzettel des Unfallschutzes zusammenzustellen. Jeder Jahresbeginn steht im Zeichen guten Willens, bester Vorsätze, neuer Initiative und neuer (oft alter) Wünsche. Unsere Unfallschutzmänner haben es in den vergangenen Jahren gewiß nicht an diesen fehlen lassen. Immer wieder wird von ihnen aber darüber geklagt, daß sie da und dort die erforderliche Unterstützung vermissen. „Sicherheit zuerst!“, so lautet die Forderung der Abteilung Unfallschutz. „Die Produktion muß 'raus!“, so lautet das Gegenargument vieler Betriebe. Wir meinen, daß zwischen diesen beiden Forderungen ein Kompromiß möglich sein sollte, der sowohl den Forderungen nach betrieblicher Sicherheit als auch nach Produktionsleistung gerecht wird. Folgendes nun hat Sicherheitsing. Ritter in seinem Wunschzettel, der sich eigentlich an alle Ruhrstahl-Mitarbeiter wendet, geschrieben:

Wir sollen einen Wunschzettel für das Jahr 1961 aufstellen und darin aufzählen, was wir uns für die Sicherheit des Werkes und seiner Belegschaftsmitglieder im kommenden Jahr besonders wünschen. Natürlich wünschen wir uns im Grunde: Keine Unfälle! Doch hier bleibt wohl der Wunsch der Vater des Gedankens. Wir wären schon außerordentlich glücklich, wenn die Zahl der Unfälle im vor uns liegenden Jahr erheblich unter der des vergangenen liegen würde.

Mit Wünschen ist das so eine eigene Sache. Jeder Wunsch ist schließlich irgendwie ein wenig egoistisch nach dem Motto „Der brave Mann denkt an sich, – selbst zuletzt“. Natürlich wünschen wir anderen – ganz besonders um die Zeit des Jahreswechsels – viel Glück, Erfolg, gute Gesundheit und was dergleichen fromme Wünsche mehr sind; wenn jedoch aus dem Wunsch eine Forderung an uns wird, machen wir einen Rückzieher, verweisen darauf, daß ein guter Wunsch noch lange keine Ver-

pflichtung sei. Aber so einfach kann man sich nicht immer herausreden.

Wenn die Abteilung Unfallschutz ihren Belegschaftsmitgliedern für das vor uns liegende Jahr „weniger Unfälle“ wünscht, dann darf auch jeder im Betrieb versichert sein, daß die Männer des Unfallschutzes alles daransetzen werden, den von ihnen ausgesprochenen Wunsch möglichst weitgehend zu verwirklichen. Es geht uns weniger ums Wünschen als vielmehr um den tatkräftigen Nachdruck, den wir unserem Wunsch angedeihen lassen wollen.

Wenn wir im kommenden Jahr weniger Unfälle haben wollen, dann müssen wir mehr als bisher für Sicherheit am Arbeitsplatz sorgen; wo Sicherheit herrscht, kann es aller Voraussicht nach keine Unfälle geben. Jedoch: es nützt wenig, wenn wir den Wunsch nach Sicherheit aussprechen, jene aber, denen wir Sicherheit wünschen, sich um unseren Wunsch nicht küm-

mern. Der Wunsch muß also mit dem Willen für Sicherheit bei jedem einzelnen zu einer Einheit werden. Doch der Wille allein reicht da nicht aus. Der einzelne muß sich auch Gedanken um die Sicherheit machen, denn das Denken ist ein regelndes Element unseres Geschicks. Das Denken wiederum wird aber stark von unseren Wünschen beeinflusst und richtet sich vor allem am Wissen und an der Erfahrung aus. Jeder einzelne weiß nicht nur Bescheid über die technische Funktion seines Arbeitsplatzes, er sollte auch Bescheid wissen über die ihm innewohnenden Gefahren. Er sollte auch um das Gesetz von Ursache und Wirkung wissen, um das sogenannte Kausalgesetz. Es gibt nichts im Leben, was ohne Ursache geschieht, und jede Ursache zieht zwangsläufig eine bestimmte Wirkung nach sich. Wer hierüber einmal nachgedacht hat und sein Denkergebnis seinem allgemeinen Wissen einordnet, der hat eine wichtige Voraussetzung für seine eigene Sicherheit – aber auch für die seines Nächsten – geschaffen.

Vom Wünschen und Wollen zum Denken bis zur Tat ist allerdings oft ein langer Weg. Dazwischen liegen Stationen, die der einzelne im Betrieb nicht so ohne weiteres passieren kann. Speziell unter dem Gesichtspunkt der Unfallverhütung müssen wir deshalb noch die Moral zitieren, oder anders ausgedrückt das, was man „Charakter zeigen“ nennt. Der Charakter eines Menschen soll ja insbesondere im Betrieb dann zum Zuge kommen, wenn einerseits Wunsch, Wille und Denken eindeutig den richtigen Weg zur Sicherheit weisen, andererseits aber die „zweite Seele in unserer Brust“ uns so ganz nebenbei einflüstert: „Es ist ja ein bißchen riskant, aber – na ja – es wird schon nochmal gutgehen.“ In diesem Widerstreit zwischen Wissen und Wollen, also der im Grunde richtigen Einsicht, und der verlockenden Bequemlichkeit, obsiegt – wie die Erfahrung zeigt – bedauerlicherweise häufig genug die fahrlässige Bequemlichkeit. Und das ist schließlich eine Charakterfrage.

Wer in diesem Widerstreit den Weg der Bequemlichkeit geht, der hat den Sinn des Wortes „Sicherheit zuerst“ nicht begriffen, sondern vielmehr sich selbst – und bei manchen Betriebsvorgängen auch andere – in Gefahr gebracht. Deshalb lautet einer unserer Wünsche: Jeder sollte sich Gedanken darüber machen, was zu Unfällen führen kann, wo ihre Ursachen zu suchen sind und wie sich diese vermeiden lassen. Soviel zu unserer immateriellen Wunschliste, die sich fast wie eine Moralpredigt liest.



Der leidige „Kater“

Der Alkohol ist ein Zellgift und führt zu einer gefährlichen Störung der Stoffwechselvorgänge im Innern der kleinsten Bausteine des menschlichen Körpers, der Zellen. Der flüchtigen Leistungssteigerung mit scheinbarem Kraftgefühl im Beginn des Alkoholgenusses folgt der Rückschlag in Form von Ermüdungserscheinungen und Leistungsminderung. Übermäßiger Alkoholgenuß schädigt die Leberzellen, die für die Entgiftung des Alkohols tätig sind, insbesondere aber das Zentralnervensystem. Meistens kommt zum übermäßigen Alkoholgenuß noch ein erhöhter Nikotinverbrauch. Die beim Rauchvorgang frei werdenden Gifte, wie Nikotin, Teersubstanzen, Kohlenoxyd, werden durch Zusammenwirken mit Alkohol nur noch gefährlicher, so daß aus der Gesamteinwirkung aller dieser Giftstoffe auf den Körper der „Kater“ entsteht.

Rasender Kopfschmerz, Erbrechen, Übelkeit und eine nicht geringe seelische Depression machen dem „Katerträger“ das morgendliche Erwachen zur Qual. Dieser wenig beneidenswerte Zustand hat schon manchen Karikaturisten zu humoriger Darstellung inspiriert. Überhaupt erfreuen sich die Probleme des Alkoholmißbrauchs oft einer liebevollen Verbrämung in der Presse und auch im Alltag. Die Folgen des Alkoholmißbrauchs – also auch der Kater – sind jedoch nicht nur schädlich für Körper und Geist, sondern können auch zu einer akuten Gefahr für die Umgebung des Alkoholisierten werden, sei es auf dem Wege zur Arbeit, sei es am Arbeitsplatz selbst. Wer sich also am Sonntagabend einen „Affin“ mit in die heimischen Gefilde nimmt, darf sich nicht wundern, wenn der Arbeitsbeginn am Montagmorgen mit einem ausgeprägten Kater unter einem ungünstigen Stern steht.

Der Montag ist für die Sozialversicherung der teuerste Tag in der Woche. Rund 25% aller Krankheitsfälle mit Arbeitsunfähigkeit beginnen am Montag, und mancher „Kater“ erscheint als „Brechdurchfall“ in der Krankheitsstatistik. Natürlich gibt es auch andere Ursachen für diese „Montagssymptomatik“. Die Zunahme der Herzinfarkte am Montag ist auf den Übergang vom – nicht immer – geruhsamen, verlängerten Wochenende, in das Hasten und Jagen des Arbeitsbeginns am Wochenanfang zurückzuführen.

Die verheerende Wirkung übermäßigen Alkoholgenusses bei der Zunahme der Verkehrsunfälle und Unfälle ist allgemein bekannt. Insbesondere die enthemmende Wirkung des Alkohols schon in den Promillebereichen zwischen 1 und 1,5‰ hat schon manches Menschenleben gefordert. Der in der Rechtsprechung zugrunde gelegte Wert von 1,5‰ ist deswegen sehr problematisch, da bei über 1,5‰ bereits völlige Verkehrsuntüchtigkeit vorliegt. Unter 1,5‰ aber liegt die eigentliche Gefährlichkeit des Alkohols in der Enthemmung der Fahrweise, verbunden mit falschem Verhalten im Verkehr.

Von ärztlicher Seite kann nur vor übermäßigem Alkoholgenuß bzw. Alkoholmißbrauch und damit vor dem „Kater“ gewarnt werden. Vor allen Dingen darf der Arbeitsbeginn nicht in die Katerstimmung „hineinplatzen“. Im Interesse eines erholsamen Wochenendes wäre es übrigens zweckmäßig, gesellschaftliche Veranstaltungen, Vereinsfeste und dergleichen auf den Freitagabend zu verlegen. Nur so kann das Wochenende seinen Zweck für die Erhaltung der Gesundheit und des körperlichen und geistigen Wohlergehens erfüllen.

Dr. med. Gruß, Heinrichshütte



Aber da wären auch noch eine Reihe sehr konkreter Wünsche sowohl an den einzelnen als auch an verschiedene Stellen unserer Hütte.

Wir wünschen uns beispielsweise, daß sich all unsere Unfallvertrauensmänner auch wirklich mit Leib und Seele für die Unfallverhütung einsetzen und sich nicht scheuen, jenen unserer Mitarbeiter einmal das passende Wort oder die richtige Belehrung zu geben, die sich sicherheitswidrig verhalten.

Da wären unserer Sicherheitsausschüsse zu erwähnen, von denen wir erwarten, daß sie sich – mehr als bisher – regelmäßig mit den stets aktuellen Fragen der Unfallverhütung im Betrieb in einer Form beschäftigen und Sofortmaßnahmen vorschlagen, daß Unfälle und Schadensfälle verhütet werden, bevor sie sich überhaupt ereignen können.

Da wäre die Notwendigkeit periodischer Überprüfungen, z. B. von Leitern, elektrischen Geräten, Schleifmaschinen, Autogengeräten, Lastbindemitteln u. a., über die systematisch Buch geführt werden muß.

Und wir denken an unsere Neulinge und die betrieblich Umgesetzten, die, weit mehr als es bisher geschieht, eine gute Einführung in den Betrieb, eine noch bessere Arbeitsplatzschulung benötigen, damit sie sich schnell und arbeitsicher in die Gemeinschaft einordnen können. Dies ist allerdings eine verpflichtende Aufgabe, die nicht nur den Unfallvertrauensmännern und den betrieblichen Vorgesetzten, sondern jedem einzelnen Arbeitskollegen zufällt – im Geiste kameradschaftlicher Zusammenarbeit.

Da sollten nicht unerwähnt bleiben die Arbeitsschutzartikel – vom Kopfschutz bis zum Fußschutz; hieran knüpfen wir den besonderen Wunsch, daß die „Unbelehrbaren“ weniger werden! Auch erwarten wir,

Technischer Gefahrenpunkt: Bahnübergänge erfordern höchste Aufmerksamkeit (ganz links).

Persönliche Gefahr: „Kranreiter“ (Annen) verstößt grob gegen Unfallschutzvorschriften (links).

Persönliche Gefahr: Im Stahlwerk – wie auch in anderen Betrieben – Schutzkappe tragen (oben)!

daß die Arbeitsschutzartikel schonender behandelt werden, als dies bislang geschieht.

Und noch einen Wunsch möchten wir an dieser Stelle aussprechen, auch wenn es uns fast peinlich ist: Mitarbeiter, haltet die Betriebsanweisungen ein, befolgt die Verhaltensvorschriften und beachtet die Sicherheitsgebote! Denkt nicht nur an euch selbst, denkt an eure Familien, denen ihr nur Sorge und Kummer bereitet, wenn ihr einen Unfall verschuldet.

*

Und zuletzt wünschen wir uns, daß wir mit allen Stellen und allen Belegschaftsmitgliedern – so wie bisher – weiter in einer guten und erfolgreichen Zusammenarbeit stehen mögen. Wir haben in den vergangenen Jahren durch unsere systematische Unfallverhütungsarbeit, verbunden mit der im großen und ganzen guten Mitarbeit in den Betrieben und durch die erfreulicherweise vielfach gezeigte Initiative unserer Mitarbeiter, vielversprechende Erfolge in unserer Arbeit für die Sicherheit am Arbeitsplatz erzielen können. Möge es auch in Zukunft so bleiben.

Natürlich haben wir noch eine lange Reihe recht materieller Wünsche, die wir jedoch in diesem Rahmen nicht einzeln aufzählen wollen. Nach unserem Motto „Nicht locker lassen!“ werden wir diese Anliegen den dafür direkt zuständigen Stellen vortragen, so lange, bis auch diese Wünsche – die wir für berechtigte Anliegen der Arbeitssicherheit halten – erfüllt sind. Wir wissen, daß wir für alle Belange der „Sicherheit am Arbeitsplatz“ sowohl bei Vorstand und Werksleitung als auch beim Betriebsrat viel Verständnis und Unterstützung finden. Rückblickend dürfen wir feststellen, daß auf der Heinrichshütte in punkto Gemeinschaftsarbeit für die Arbeitssicherheit in den letzten Jahren viel Erfreuliches geschehen ist. Das bedeutet aber nicht, daß es schon genug war.

Das waren unsere Wünsche, das ist unser Wollen, daran orientiert sich unser Denken; das soll unser Handeln bestimmen. Umgekehrt erwarten wir ein Gleiches von jedem anderen Mitarbeiter auf der Hütte, von jedem an seinem Platz, in dem ihm zukommenden Maß. „Sicherheit zuerst!“ heißt die Jahreslosung auch im Jahr 1961.

Ritter, Heinrichshütte

Die in der Fremde arbeiten

Fortsetzung von Seite 10

Die meisten unserer Ausländer sind Junggesellen, etwa Anfang bis Mitte zwanzig. Gewiß, sie fühlen sich manchmal ein bißchen einsam in diesem fremden, klimatisch unfreundlichen Land. Aber sie gewöhnen sich ein. Heimweh? Natürlich überkommt es sie, aber schließlich haben sie hier eine Möglichkeit, vorwärtszukommen. Sie können ihre Familien finanziell unterstützen – und sie tun es regelmäßig und

nach Kräften. Der Südländer ist weit mehr als wir seiner Familie verbunden. Jene aber, die verheiratet sind, denken bereits daran, ihre Familien nachkommen zu lassen; einige sind bereits zur Tat geschritten und brachten Weib und Kind nach dem Weihnachtsurlaub einfach mit. Doch zumeist scheitern diese Wünsche noch an der schwierigen Wohnraumbeschaffung. Wer aber in die Fremde zieht, um Arbeit zu finden, der läßt sich auch sonst nicht so rasch entmutigen.

Manchmal kommen sie einem vor, wie treuerherzige große Kinder, überwältigt von der

Größe der Industrie im Ruhrgebiet, von den modernen Maschinen, die sie zu warten, zu bedienen haben; und sie sind freudig überrascht von der Hilfsbereitschaft und Herzlichkeit, mit der sich ihre deutschen Kollegen ihrer annehmen. In der Presse liest man höchst unterschiedliche Meinungen ausländischer Arbeiter über ihre deutschen Arbeitgeber, viel Positives, aber auch mitunter sehr Unerfreuliches. „Hier bueno!“, meinte jedoch ein junger Spanier zu uns, und dieses positive Urteil scheint bei unseren ausländischen Mitarbeitern allgemein vorzuherrschen.

Neue Werksverwaltung wird gebaut

Fortsetzung von Seite 17

Um die etwas höherliegende Brucherstraße, also die Haltestellen für Autobusse und Straßenbahn, zu erreichen, müssen sie noch einige Stufen steigen (siehe unsere Zeichnung). Gegenwärtig wird noch geprüft, ob es zweckmäßig ist, die Fußgänger nach Welper oder zu den jenseits der Brucherstraße liegenden Pkw-Parkplätzen über einen Fußweg am Verwaltungsgebäude entlang und durch einen am Hauptausgang dieses Gebäudetraktes beginnenden Tunnel unter die Brucherstraße hindurchzuführen. Natürlich bleibt auch der Weg unter der Brücke hindurch zu den Parkplätzen offen.

Von der Eingangshalle des Verwaltungsgebäudes aus führen zwei Schnellaufzüge und ein Paternoster in sämtliche Geschosse; ein weiterer Personen- und Lastenaufzug wird am anderen Ende des Gebäudes, das auch ein zweites Treppenhaus enthalten wird, installiert. Für die Verwaltungsangestellten, die eine Überquerung der Brucherstraße vermeiden wollen, würde der eben erwähnte Tunnel – vom 1. Untergeschoß erreichbar – ebenfalls zweckmäßig sein.

Zweifellos wird der Neubaukomplex der Brucherstraße einen ganz neuen Akzent geben. Der etwas von der Straße zurückgesetzte 32,90 m hohe Verwaltungstrakt wird 66,60 m lang bei einer Breite von 14 m; das Verbindungsstück zum Belegschaftstrakt hat eine Länge von 6,50 m. Das Belegschaftshaus, das 17,40 m hoch wird, mißt eine Länge von 36,40 m bei einer Breite von 25,40 m.

Wer in etwa zwei Jahren zur Henrichshütte

kommt, dem wird sich eine regelrechte Bilderbuchansicht eines Hüttenwerks darbieten: Das moderne Verwaltungsgebäude wird flankiert sein von den zwei Hochöfen im Vordergrund und den weiter zurückliegenden – aber stets die Silhouette bestimmenden – neun Schornsteinen des SM-Stahlwerks. Und dahinter dehnt sich – bis hin zur Ruhr – das in sich geschlossene Gefüge der zahlreichen Werkshallen, der mannigfaltigen Betriebe unserer Hütte – kontrastiert durch den 140 m hohen Schornstein der Sinteranlage.

*

Bis dahin wird sich allerdings noch manche andere bauliche Veränderung vollzogen haben, bzw. gerade im Bau sein. Voraussichtlich werden dann sämtliche Gebäude, die in der Fluchtlinie zwischen alter Versuchsanstalt und Steinfabrik liegen, abgerissen sein, da die heute in ihnen arbeitenden Abteilungen entweder die neuen Gebäude beziehen oder in das dann freiwerdende alte Verwaltungsgebäude umquartiert werden.

Das „Dornröschenschloß“ wird auch in den kommenden Jahren leider noch nicht entbehrt werden können, weshalb sich die endgültige zügige und kostensparende Führung der Werksgleise und Straßen, die das Gelände um das alte Hauptbüro durchschneiden sollen, nicht – oder nur provisorisch – verwirklichen lassen werden. Nach der Vorstellung der Neubauabteilung soll dieses Gelände – nach dem späteren Abbruch der alten Verwaltung – zur „Verkehrsdrehscheibe“ der Hütte ausgebaut werden. Hier stoßen nämlich alle Hauptverkehrsstraßen des Werksgebietes aufeinander: die große Werksstraße, die die gesamte Länge des Hüttengeländes durchmißt, die vorgesehene Verbindungsstraße zur Sinteranlage und den neuen Erzlagern, die zum Lohfeld führende

Werksstraße und schließlich die vom alten Hauptbüro in Richtung Ludwigstal führende Werksstraße. Diese erst z. T. ausgebaute Straße soll, sobald die bereits in Bau befindliche kreuzungsfreie Auffahrt auf die Landstraße 1. Ordnung Hattingen-Blankenstein im Ludwigstal fertiggestellt ist, den gesamten Lkw-Verkehr der Hütte bewältigen. Dadurch wird die dann nur noch vom Pkw-, Straßenbahn- und Bus-Verkehr bereits stark befahrene Brucherstraße – die als sog. „schnelle Straße“ gilt – stark entlastet werden. Im Hinblick auf die zunehmende Verkehrsdichte (gerade auch im Bereich der Hütte) ist diese Planung nur zu begrüßen.

*

Ein vor Jahresfrist eingeholtes Gutachten über die günstigste Verkehrsplanung der Hütte, vor allem im Zusammenhang mit den verschiedenen Neubauprojekten und den damit erforderlich werdenden straßenbaulichen Umgestaltungen, hat diese von der Neubauabteilung vorgeschlagene Lösung als richtig bestätigt.

Durch besondere Ein- und Ausfahrten (Verzögerungsstrecken) wird der Pkw-Verkehr in Höhe der neuen Hauptverwaltung von der Brucherstraße abgezogen und auf die Parkplätze geleitet, die noch weiter vergrößert und ausgebaut werden sollen. Der „Büchschütz“, gegenwärtig noch eine nur im ersten Drittel befestigte Verbindungsstraße zum Ludwigstal, wird von der Gemeinde ebenfalls vollständig ausgebaut. In der Verkehrsplanung der Hütte spielt sie – besonders für den Pkw-Verkehr aus Richtung Dortmund und Wuppertal (über Blankenstein, Sprockhövel und Nierenhof) – eine bedeutende Rolle. Durch die völlige Trennung des Pkw- und Lkw-Verkehrs wird auch die große Torwaage von ihrem derzeitigen Standort weiter zurück in Richtung Ludwigstal an die neue Lkw-Einfahrt verlegt werden müssen. Da die alten Erzlager der Hütte im Ludwigstal restlos verschwinden, gewinnt man neues Gelände für Parkplätze, Modell-Lager und verschiedene kleinere Betriebe, deren Tätigkeit aber die dort beginnenden Wohnsiedlungen nicht belästigen wird.

Optimale Raumaussnutzung muß auch bei großzügiger Planung oberstes Grundprinzip bleiben. Der Ruhrsiedlungsverband fordert allerdings bei den umfassenden Umgestaltungen – die z. Z. noch wie Zukunftsmusik klingen – eine systematische Begrünung des neu genutzten Terrains.

Noch ist sich die Neubauabteilung nicht über alle Einzelheiten der Umgestaltungen im klaren; manches ist noch in der Diskussion – und schließlich sind auch vom Aufsichtsrat noch nicht sämtliche Mittel für die Millionen verschlingenden Projekte bewilligt worden. Ein Blick in die Werkspläne der Zukunft aber zeigt, daß in ein paar Jahren die Henrichshütte ein in mancher Hinsicht völlig neues Gesicht erhalten haben wird. Die Brucherstraße, die in Höhe der neuen Verwaltung noch verbreitert werden soll – um die Anlage ausreichender Haltestellen für Straßenbahnen und Autobusse sowie die erwähnten Verzögerungsstrecken zu gestatten –, wird dann gleich einer Schlagader den Zubringerverkehr für die Henrichshütte in der Art einer Hochbahn, ebenso wie die Bundesbahnlinie an der Ruhr, mitten durch das Werksgebiet der Henrichshütte führen.

Wo einst „Haus Bruch“ stand: Bauplatz der neuen Werksverwaltung



1
JANUAR
1961

ruhrstahl

Beilage zur Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Ruhrstahl Aktiengesellschaft

**Personal-
nachrichten**

Personal-
nachrichten
aus
den
Betrieben

Ernennungen

Henrichshütte (am 1. Dezember 1960)
Heinz Hauck (Stahlwerk) wurde zum Meister ernannt
Heinz Brüggestrat (Stahlwerk) wurde zum Meister ernannt

Presswerke Brackwede
(ab 1. Oktober)

Wilhelm Cramer (Bauabteilung) wurde nicht – wie irrtümlich gemeldet – zum Vorarbeiter, sondern vom Vorarbeiter zum Werkmeister ernannt

Ruhrstahl-Verwaltung

Wilhelm Hölscher (G-Buchhaltung) wurde am 1. Dezember 1960 zum Handlungsbevollmächtigten ernannt

Hbv. Fritz Weide (Z-Einkauf) wurde am 15. Dezember 1960 zum stellvertretenden Abteilungsleiter ernannt

Pensionierungen

Henrichshütte
(zum 31. Dezember 1960)
Wilhelm Hagemann (Walzwerk I), 1. Ofenmann, Erreichung der Altersgrenze
Hans Sohler (Stahlwerk), Hilfsarbeiter, Invalide
Wilhelm Rudelbach (Kümpelbau), Bördelschmied, Invalide
Franz Schneider (Walzwerk I), Ofenmann, Invalide
Hugo Linnemann (Walzwerk I), Walzer, Invalide
Heinrich Heufken (Werkschutz), Pförtner, Invalide
Heinrich Himmelmann (Stahlwerk), Grubenmann, Erreichung der Altersgrenze
Heinrich Hommerich (Stahlgießerei), Formermeister, Erreichung der Altersgrenze

Fritz Engelsberg (Walzwerk), Meister, Erreichung der Altersgrenze
Wilhelm Reimering (Vorkalk. Preßwerk), Vorkalkulator, Erreichung der Altersgrenze

Verwaltung

Neuer Einkauf-Chef

Nachdem der bisherige Leiter unserer Abteilung Zentraleinkauf, Prokurist Alfred Holst, zum Jahresende aus der Ruhrstahl AG ausgeschieden ist, übernahm Dir. Dipl.-Kfm. Günter Kuczewski mit Wirkung vom 1. Januar 1961 die Leitung dieser Abteilung. Dir. Kuczewski war zuletzt als kaufmännischer Leiter der Abteilung Arenberg der Rheinstahl Bergbau AG, Bottrop, tätig.

Jubiläen

50 Jahre
im Dienst

HENRICHSHÜTTE



Am 21. Dezember 1960 konnte Heinrich Himmelmann, zuletzt Haubenmacher im Stahlwerk, sein 50jähriges Arbeitsjubiläum auf der Henrichshütte feiern. Der 1895 in Welper geborene Jubilar begann vor einem halben Jahrhundert eine Dreherlehre in den Bearbeitungswerkstätten der Hütte, die damals noch zur Firma Henschel gehörte. Ein Jahr nach Beendigung seiner Lehrzeit erlitt er einen Betriebsunfall, durch den er das linke Auge verlor. Trotz dieser Sehbehinderung nahm Heinrich Himmelmann von 1915 bis 1917 am 1. Weltkrieg teil, wurde aber von seinen Vorgesetzten wieder an den alten Arbeitsplatz zurückgeholt. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten nach 1918 brachten für den Jubilar einen

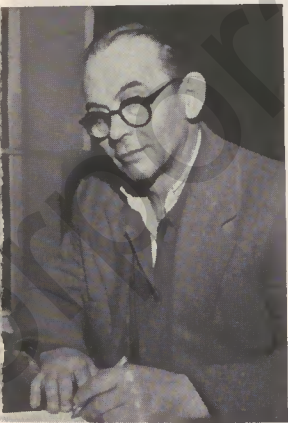
Arbeitsplatzwechsel mit sich. So war er in den Jahren 1925 bis 1947 als Ofenmann in der Kokerei tätig. Auch nach dem 2. Weltkrieg mußte er noch einmal den Arbeitsplatz wechseln und war von 1947 bis 1959 zunächst als 3. und 2. Grubenmann und zuletzt als Haubenmacher beschäftigt. Das herannahende Alter und die körperliche Behinderung führten schließlich dazu, daß Heinrich Himmelmann als Waschraumwärter seinen Dienst versieht. In seiner Freizeit widmet sich der Jubilar, der stets ein Lebensbejaher geblieben ist, der Natur. Stets treu und redlich, war er bei Vorgesetzten und Mitarbeitern wohlgekommen, ein immer guter, verlässlicher Kollege.

40 Jahre im Dienst

HENRICHSHÜTTE



Franz Manschewski
Pförtner
(Werkschutz)
am 31. Dezember 1960



Ewald Möller
Steuerer
(Walzwerk I)
am 19. Januar 1961



Gustav Siepmann
techn. Angestellter
(Technisches Büro)
am 24. Januar 1961



Rudolf Lück
Schmelzer
(Stahlwerk)
am 28. Januar 1961



Wilhelm Messerle
Ausbildungsleiter
(Lehrwerkstatt)
17. Dezember 1960

ANNENER
GUSSTAHLWERK

25 Jahre im Dienst

HENRICHSHÜTTE

Werner Sälzer, Planungstechniker (Planung und Entwurf), am 19. Oktober 1960
Helmut Hirschmann, techn. Angestellter (Techn. Büro), am 30. Dezember 1960
Johann Krepkowski, Schlosser (BW-Reparaturwerkstatt), am 9. Januar 1961
Karl Buttgerit, Vorarbeiter (Elektrowerkstatt), am 10. Januar 1961

Erich Hensing, Schlosser (Instandsetzungswerkstatt II), am 21. Januar 1961
Wilhelm Nüllmann, Batteriewart (Elektrowerkstatt) am 21. Januar 1961
Robert Hammacher, 1. Ofenmann (Walzwerk I), am 22. Januar 1961

Familiennachrichten

Die Ehe schlossen:

Henrichshütte
Günter Ritter (Stahlwerk) am 2. Dezember 1960
Günter Keuth (Mech. Werkstatt III) am 2. Dezember 1960
Karl Heinz Naumann (Stahlwerk) am 2. Dezember 1960
Erhard Schlotterhose (Mech. Werkstatt I) am 3. Dezember 1960
Heinrich Hütt (Walzwerk I) am 8. Dezember 1960
Manfred Peters (Einsatzbetrieb) am 9. Dezember 1960

Heinrich Eversberg (Stahlwerk) am 9. Dezember 1960
Dieter Mielewicz (Elektro-Werkstatt) am 9. Dezember 1960
Heinz Lenz (Stahlgießerei) am 9. Dezember 1960
Hermann Bayer (Elektro-Werkstatt) am 15. Dezember 1960
Dieter Pelka (Eisengießerei) am 16. Dezember 1960
Gerhard Thiele (Stahlgießerei) am 23. Dezember 1960
Erna Rieder (Werkschutz) am 23. Dezember 1960
Alfons Zamel (Hammerwerk) am 23. Dezember 1960
Egon Krüger (Stahlwerk) am 30. Dezember 1960
Kurt Bagdahn (Einsatzbetrieb) am 30. Dezember 1960

Annener Gusstahlwerk
Wolfgang Klatt (Apparatebau) am 9. Dezember 1960
Karl-Wolfgang Gebhardt (Werkzeugmacherei) mit **Edith Hoppe** (Lichtpauserei) am 23. Dezember 1960

Presswerke Brackwede
Wolfgang Ulich (Abteilung Verkauf, z. Z. Wehrdienst) am 20. Dezember 1960

Nachwuchs kam an:

Henrichshütte
Reinhold Masannek (Stahlwerk), Kai, am 1. Dezember 1960
Walter Schulze (Werksbahn), Cornelia, am 1. Dezember 1960

UNSERE TOTEN

HENRICHSHÜTTE

August Krahe	Pensionär	4. Dezember 1960
Johann Stawicki	Pensionär	5. Dezember 1960
Friedrich Hitzler	Pensionär	10. Dezember 1960
Karl Hörster	Pensionär	14. Dezember 1960
Wilhelm Dellmann	Pensionär	16. Dezember 1960
Robert Vorberg	Pensionär	19. Dezember 1960
Johann Paul Klausenz	Pensionär	19. Dezember 1960
Heinrich Gerlitz	Meister	21. Dezember 1960
Berthold Bettenhausen	Glüher	29. Dezember 1960
Josef Vosswinkel	Handformer	2. Januar 1961
Anton Dettlaff	Pensionär	3. Januar 1961
Anton Keuth	Pensionär	4. Januar 1961

WIR BEWAHREN IHNEN EIN EHRENDES ANDENKEN

Fritz Breidbach (Stahlwerk), Maria, am 2. Dezember 1960

Helmut Schulz (Masch.-Betrieb), Volkmar, am 2. Dezember 1960

Hermann Lenartz (Apparatebau), Martina, am 3. Dezember 1960

Willi Kruse (Kümpelbau), Willi, am 3. Dezember 1960

Ernst Westen (Stahlwerk), Reiner, am 4. Dezember 1960

Karl Heinz Eingrüber (Bauabteilung), Ulrike, am 6. Dezember 1960

Peter Gliedt (Lehrwerkstatt), Ralf, am 6. Dezember 1960

Wolfgang Nowak (Hammerwerk), Sylvia, am 6. Dezember 1960

Willi Ehlers (Eisengießerei), Bettina, am 7. Dezember 1960

Friedrich Schneider (Hammerwerk), Michael, am 7. Dezember 1960

Johann Steinhage (Walzwerk II), Martina, am 8. Dezember 1960

Karl Diener (Vergütung), Manuel, am 8. Dezember 1960

Manfred Nisiolek (Walzwerk I), Peter, am 8. Dezember 1960

Manfred Sebeikat (Stahlwerk), Angelika, am 9. Dezember 1960

Werner Dorn (Walzwerk II), Regine, am 9. Dezember 1960

Christian Froberg (Mech. Werkstatt I), Burkhard, am 10. Dezember 1960

Heinz Stilke (Masch.-Bau), Guido, am 10. Dezember 1960

Gerd Romberg (Werksbahn), Detlef, am 11. Dezember 1960

Helmut Geier (Stahlwerk), Ralf, am 11. Dezember 1960

Alfred Lerch (Walzwerk II), Martina, am 11. Dezember 1960

Karl Heinz Schmidt (Walzwerk II), Claudia, am 12. Dezember 1960

Karl-Heinz Wiegemann (Werkzeugmacherei), Sabine, am 13. Dezember 1960

Rudolf Ohly (Walzwerk I), Wolfgang, am 14. Dezember 1960

Albert Reinhardt (Stahlwerk), Birgit, am 14. Dezember 1960

Gerhard Bauszus (Hochofen), Dietmar, am 16. Dezember 1960

Wilfried Höltermann (Walzwerk II), Bettina, am 16. Dezember 1960

Helmut Meyer (Werksbahn), Karin, am 18. Dezember 1960

Siegfried Scherpeltz (Stahlwerk), Elke, am 18. Dezember 1960

Georg Gruschka (Apparatebau), Hans-Georg, am 21. Dezember 1960

Willi Sendt (Hochofen), Petra, am 21. Dezember 1960

Adolf Jansen (Werksbahn), Christopher, am 22. Dezember 1960

Hans Dieter Nickel (Stahlwerk), Martina, am 22. Dezember 1960

Siegfried Steuer (Labor), Ulrike, am 22. Dezember 1960

Gerhard Steffan (Walzwerk II), Susanne, am 23. Dezember 1960

Willi Braunheim (Vergütung), Michael, am 23. Dezember 1960

Artur Durek (Stahlgießerei), Volker, am 24. Dezember 1960

Waldemar Paprotta (Walzwerk II), Thomas, am 24. Dezember 1960

Klaus Heimann (Werksbahn), Manuela, am 25. Dezember 1960

Adolf Muthmann (Hammerwerk), Iris, am 25. Dezember 1960

Wilfried Peters (Vergütung), Ralf, am 25. Dezember 1960

Ruthard Strauch (Vergütung), Rüdiger, am 28. Dezember 1960

Werner Pawlowski (Hammerwerk), Axel, am 29. Dezember 1960

Hans Häger (Vergütung), Petra, am 29. Dezember 1960

Annener Gusstahlwerk

Klaus Oesterwind (Apparatebau), Sabine, am 6. Dezember 1960

Klaus-Peter Schwarz (Zentralbearbeitungswerkstatt), Karen-Ellen, am 8. Dezember 1960

Rolf Streckenbach (Gießerei), Michael, am 10. Dezember 1960

Ewald Mattenklötz (Platz u. Transport), Ulrike, am 24. Dezember 1960

Hubert Henze (Apparatebau), Hans-Georg, am 25. Dezember 1960

Gerhard Birkmann (Apparatebau), Thomas, am 30. Dezember 1960

Presswerke Brackwede

Karl-Peter Winter (Betrieb I), Monika, am 30. November 1960

Kurt Wilhelm (Tischlerei), Ralf, am 6. Dezember 1960

Klaus Gräwingholtz (Abteilung Verkauf), Heike, am 7. Dezember 1960

Helmut Springer (Betrieb IV), Sabine, am 13. Dezember 1960

Kurt Chlebosch (Betrieb I), Gerhard, am 18. Dezember 1960

Hans-Joachim Reddig (Betrieb II), Christiane, am 19. Dezember 1960

Diamantene Hochzeit feierten:

Henrichshütte

Karl Schwarze, Bochum-Stiepel, Kemnader Str. 244 (geb. 24. August 1880), und Ehefrau Pauline geb. Oberheuser (geb. 14. April 1881), letzter Betrieb: Stahlwerk, am 4. Oktober 1960

Goldene Hochzeit feierten:

Henrichshütte

Reinhold Sonntag, Langenberg, Fellerstr. 10 (geb. 27. April 1883), und Ehefrau Maria geb. Schreiber (geb. 21. September 1883), letzter Betrieb: Bauabteilung, am 9. Januar 1960

Heinrich Becker, Hattingen, Südring 61 (geb. 19. Juni 1885), und Ehefrau Berta (geb. 31. August 1886), letzter Betrieb: Bauabteilung, am 29. Januar 1960

Wilhelm Kesting, Hattingen, Nordstr. 15 (geb. 8. September 1885), und Ehefrau Maria geb. Rohrbach (geb. 1. Dezember 1882), letzter Betrieb: BW III, am 19. März 1960

Wilhelm Heil, Blankenstein, Wittener Str. 14 (geb. 30. November 1881), und Ehefrau Elfriede geb. Becker (geb. 5. Juli 1889), letzter Betrieb: Bauabteilung, am 19. März 1960

Johann Kaye, Welper, Erzbergerstr. 19 (geb. 19. April 1882), und Ehefrau Leocardia geb. Lewandowski (geb. 7. Oktober 1887), letzter Betrieb: Stahlwerk, am 6. Mai 1960

August Brückner, Welper, Ringstr. 1 (geb. 2. April 1885), und Ehefrau Anna geb. Müller (geb. 29. August 1889), letzter Betrieb: Stahlformgießerei, am 4. Juni 1960

Wilhelm Sehrbruch, Welper, Schewenkamp 46 (geb. 20. März 1888), und Ehefrau Mathilde geb. Kaffke (geb. 9. Januar 1890), letzter Betrieb: Bauabteilung, am 2. Juli 1960

Wilhelm Holtmann, Welper, Amselweg 7 (geb. 31. März 1885), und Ehefrau Katharina geb. Buchenau (geb. 17. Mai 1889), letzter Betrieb: Walzwerk, am 9. September 1960

Bernhard Pommerenke, Welper, Ringstr. 14 (geb. 10. Oktober 1886), und Ehefrau Martha geb. Stoppa (geb. 8. August 1891), letzter Betrieb: Walzwerk, am 26. September 1960

Wilhelm Weber, Hattingen, Grünstr. 10 (geb. 16. März 1886), und Ehefrau Emma geb. Kampmann (geb. 20. Juni 1885), letzter Betrieb: BW I, am 15. Oktober 1960

Friedrich Bracht, Welper, Bogenstr. 34 (geb. 1. November 1881), und Ehefrau Maria geb. Verlage (geb. 15. August 1888), letzter Betrieb: Werk-schutz, am 18. Oktober 1960

Heinrich Siepmann, Hattingen, Blankensteiner Str. 25 (geb. 4. Mai 1890), und Ehefrau Luise geb. Koll-witz (geb. 17. November 1891), letzter Betrieb: Verkauf Walzwerk, Abt.-Leiter, am 17. Dezember 1960

Hermann Lange, Welper, Henschelstr. 57 (geb. 13. August 1884), und Ehefrau Frieda geb. Asch-hoff (geb. 20. August 1885), letzter Betrieb: Mech. Werkstatt I, am 31. Dezember 1960

Unfallschutz

Belohnung für Unfallrettung



Am 29. Dezember erhielt der 1. Ofenmann im Walzwerk der Henrichshütte, Wilhelm Hagemann, für sein entschlossenes Handeln eine Belohnung in Höhe von je 50,- DM von der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft sowie von der Werksleitung überreicht. Er erhielt die Belohnung für folgende Rettungstat: Bei Schichtbeginn, am 3. November 1960, empfand Wilhelm Hagemann am Stoßofen I im Walzwerk einen starken Gasgeruch. Gleichzeitig sah er, daß der Stoffwärter H., der gerade damit beschäftigt war, einen Hemmschuh vom Gleis der Schmalspurbahn zu nehmen, schwankte und taumelte. Hagemann hatte sofort den Verdacht, daß H. unter Gaseinwirkung stand. Obwohl Hagemann aufgefordert wurde, den Ofen zu bedienen, eilte er zu H. und brachte ihn ins Freie. Außerdem veranlaßte er, daß H. sofort durch einen Krankenwagen zur Unfallstation des Werkes gefahren wurde.

Durch das sofortige, beherzte Handeln des 1. Ofenmannes Hagemann wurde H. vor einer schweren Gasvergiftung bewahrt.

Pings, Henrichshütte

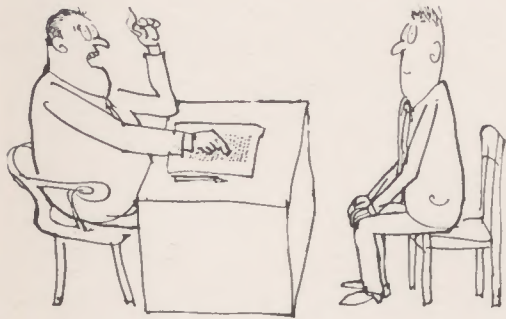
Anerkennung für rasches Handeln: Im Beisein von Betriebschef Müller, BR Ohm und Unfallschutzbombmann Hehs erhielt Wilhelm Hagemann (Walzwerk) eine Geld-prämie von Sicherheitsing. Ritter überreicht



Zu guter Letzt

Höchst erfreulich und belehrend
ist es doch für jedermann,
wenn er allerlei Geschichten
lesen oder hören kann.

Wilhelm Busch



„Die Reportage ist sehr gut, aber das geht natürlich nicht: ‚In der Halle V schlägt mir dichter Dampf entgegen.‘ Das klingt ja, als wäre unsere Arbeitsbedingung nicht gut. – Da kommt uns ja die Gewerkschaft auf den Hals!“



„Oder dies: ‚Die Arbeit an der Doppelpresse ist nicht leicht!‘ Das ist ein heißes Eisen! Das liest dann der Mitarbeiter an der Doppelpresse und kommt und will Erschwerniszulage!“



„Hier schreiben Sie: ‚Erstaunlich schnell geht die Endmontage vor sich.‘ Das stimmt ja, aber da könnte ein Kunde denken, wir schludern.“



„Und dann hier: ‚An der Längswand steht ein großer Kalender, das ist ja ein gefundenes Fressen für den Wettbewerb. Was denken Sie, was die da alles ‚rauslesen können!‘“



„Am besten ist, wir lassen den ganzen Artikel ‚raus und schreiben ausführlich über den letzten Kegelabend der Sportgruppe, an der der Chef teilgenommen hat – und sogar einmal eine Sechse geschoben hat!“



„Was haben Sie denn?“

Ruhrstahl-Bildchronik



Man sah ihn ungern scheiden: Einen selten schönen Vertrauensbeweis erwies der Vorstand der Betriebskrankenkasse der Henrichshütte seinem jahrzehntelangen Vorsitzenden, Dir. W. Graf, als er dem satzungsgemäßen Antrag zur Amtsniederlegung in einer symbolischen Geste nicht entsprechen wollte. Über die Feierstunde haben wir bereits in der WZ 12/60 berichtet. Das Geschenk der Angestellten der BKK Henrichshütte an ihren scheidenden Chef, das BKK-Geschäftsführer Henkel überreichte: ein bronzener Speerwerfer, den Kampf gegen Krankheit symbolisierend.



Diesmal stille Weihnachtsfeier: Während die Weihnachtsfeier für die Jugendlichen des Annener Gussstahlwerkes auch in diesem Jahr im bisher üblichen programmgeladenen Rahmen abgehalten wurde (20. Dez.), entschied man sich auf der Henrichshütte und in den Presswerken Brackwede für stimmungsvolle Weihnachtsfeiern im Betrieb der Lehrwerkstatt. Weihnachtslieder und nachdenklich stimmende Ansprachen unter brennenden Christbäumen, Arbeitsstätten im Zwielicht des dämmernden Weihnachtsmorgens.



Seit Anfang Januar bieten die sechzehn Platanen vor dem Verwaltungsgebäude der Henrichshütte nicht nur einen jahreszeitlich bedingten kahlen, sondern völlig nackten Eindruck. Alle Äste wurden radikal abgeschnitten. Für diese „Entkleidung“ waren zwei Gründe bestimmend: einmal fanden die Bäume für ihre großen Kronen nicht genug Nährstoffe im Boden und außerdem stahlen sie den Mitarbeitern im „Efeuschloß“, dem Hauptbüro, das Licht.



Drei Männer im Schnee

Im Ruhrgebiet schlägt sich der Winter zumeist nur in Form von Schneematsch, Nebel, Glatteis – und Erkältungen nieder. „Deutschen Winter“ dagegen erlebt man in seiner ursprünglichen Form fast nur noch in Winterkur- und Erholungsorten. Unsere drei Männer im Schnee sitzen an solch einem Ort, bestrahlt vom ungefilterten Sonnenlicht – wie es nur im Gebirge vorkommt –, im Rücken eine Eiskulisse, die beweist, daß es noch Landstriche gibt, in denen der Winter – landläufig gesprochen – noch das ist, was er früher war.

Foto: Balke, Henrichshütte